



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

N^o 48.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Gras Rübezahl.

Roman von Johannes van Dewall.

(Fortsetzung.)

XLVIII.

Wie das erste Mal, nahm die böse Fee unter dem eingeborgten Namen einer Frau von Berg im Deutschen Hause Quartier. Sie gönnte sich kaum die Zeit, ein wenig Toilette zu machen, dann begab sie sich auf den Weg. — Daß der Magister noch lebte und daheim war, erfuhr sie durch den Wirth. Der Vorwand, daß sie Jenen wegen des Häuserkaufs zu sprechen wünschte, war demselben einleuchtend.

Eine jede Begleitung ablehnend, des Weges kundig, ging die Dame mit lebhaften Schritten unter den herbstlich gelben jungen Kastanien den Kai hinab, bog seitwärts über die Wiesen und kam an des Magisters Thür. Derselbe grub in seinem Garten, während seine dreistblühende Katharine in ihrem rothen Rock auf der Schwelle saß und Rüben schälte. Beide wurden ein wenig überrascht durch diesen unvorhergesehenen Besuch, am meisten allerdings der gute Herr Erbe, welcher in groben Hemdsärmeln und mit aufgestreiften Hosen, die Haarmähnen tief im Gesicht, im Schweiß seines Angesichts den Schooß der Erde umbrach.

Ein Zuruf der Magd ließ ihn aufschauen. Ein starrer, forschender Blick, dann stieß er den Spaten in die Erde, fuhr mit der einen Hand durch sein wirres Haar, mit der andern in den am Zweig eines Zwetschgenbaumes hängenden Rockärmel, streifte die Beinleider herunter und gab sich schnell ein möglichst würdiges Aussehen. Die fremde Dame hatte sich mittlerweile bis auf elli Schritte genähert.

„Sie haben gewiß geglaubt, ich hätte Sie vergessen, Herr Erbe.“

Mit diesen Worten trat Jene dem Magister, welcher etwas verlegen, aber im Grunde hoch erfreut seinen Besuch betrachtete, entgegen. Sie schlug den Schleier zurück und gönnte ihm den

Anblick ihres schönen, leicht gerötheten Gesichts, ja, sie bot ihm sogar die Hand, welche der Magister mit seiner großen behaarten Lohse etwas scheu erfaßte und gleich wieder fallen ließ, als fürchtete er sie zu zerbrechen.

„Ich bitte um Verzeihung, meine werthe Dame... Sie treffen mich sozusagen hier im Kellisch... bei der Feldarbeit,“ entschuldigte sich Herr Erbe, während seine Fuchsaugen forschend zu ihr hinüberschielen.

„Was mag sie wollen?“ dachte er, „sie kauft Dir vielleicht doch noch Dein Haus ab.“

Auch ein gutes Theil Bewunderung lag in seinen vieredigen, gelblichen Zügen ausgeprägt. Der Magister hatte in der Gegend keinen allzu guten Ruf... er war trotz seiner Jahre noch ein Kokett, wie das bei uns heißt, er guckte noch nach den Frauen, ja noch mehr, er bildete sich sogar ein, er sei noch im Stande, Eindruck auf sie zu machen.

„Es freut mich, daß ich Sie wohl und daheim treffe,“ fuhr die Dame fort.

„Wer soll das thun, wenn ich's nicht mache, meine Dame!“ erwiderte der Magister mit einem Achselzucken und einem Blick auf die umgegrabene Erde. „Ich freue mich ebenfalls, Sie wohl und unmaßgeblich und ohne zudringlich erscheinen zu wollen, bei so gutem Aussehen zu finden... Aber hier draußen ist es feucht, Ihre feinen Stiefelchen sind für so was nicht geschaffen — darf ich bitten!“

Er machte eine seiner grobkörnigen, schlendernden Armbewegungen und sie gingen neben einander in's Haus.

Frau von Montlet schwieg, während Jener seine verdächtigsten Redensarten fortsetzte. — Sie überlegte, wie sie am einfachsten zum Ziele käme. Sie hatte Ungeduld. — Ihre rücksichtslose Natur fand den geradesten Weg zu des Magisters Herzen.

Mit einer kurzen, energischen Bewegung streifte sie, kaum drinnen im Zimmer, den grauen Radmantel ab und stand plötzlich in ihrer ganzen königlichen Schönheit vor den Augen des erstarrten Mannes, dessen Blick mit Bewunderung diese jünonische Gestalt umfing. Im nächsten Augenblicke zog Frau von Montlet ein kostbares, mit Saphiren und Brillanten geschmücktes Armband von ihrer Linken und öffnete ein daran befindliches Medaillon. In demselben befand sich das Miniaturporträt des Grafen Rübezahl.

„Diese Spange gehört Ihnen, mein Herr, wenn Sie mir die Wahrheit sagen,“ sprach sie mit fest auf den Magister gerichteten Augen und indem sie die



Perlmutterarbeiter in Bethlehlem. (S. 567.)

Aus dem Prochtwerk „Palästina“ (Verlag von Edward Hallberger in Stuttgart).

Brillanten in dem hellen Tageslichte dicht vor seinem häßlichen Gesichte spielen ließ.

Erstaunt und überrascht . . . geblendet von der Herrlichkeit betrachtete Jener das köstliche Schmuckstück.

„Ist das jener Herr Rauben oder nicht?“ frug sie, ihm das Bild vor die Nase haltend.

Der Magister wechselte die Farbe, sein ganzes Gesicht kam mit einem Male in Bewegung. — Er warf noch einen letzten kurzen, scheuen, von Habgier funkelnden Blick auf das Weib, dann wurde er zum Verräther.

„Ja — das ist er!“ stammelte er und griff nach der Spange.

Ein Blick des Triumphes schoß aus dem Auge der Bösen. Sie lächelte, aber sie hatte Geistesgegenwart genug, das Armband zurückzuziehen, ehe Jener es berührte.

„Der Werth dieser Spange ist zweitausend Thaler; ich biete sie Ihnen in Baar und ich füge noch fünfhundert hinzu, wenn Sie mir die ganze Wahrheit sagen!“

„O, o — meine Dame!“ stammelte der Magister, dem ein solcher Segen unvorhergesehen in's Haus flog. Zweitausend-fünfhundert Thaler! Dafür hätte er seinen eigenen Vater verkauft. — Nach einer halben Stunde wußte Frau von Montlet Alles, was sie wissen wollte: Jener Herr Rauben war also ihr Graf. — Er hatte sich den Bart und das Gesicht gefärbt mit irgend einer Tinktur, um sich unkenntlich zu machen, kein Zweifel, so etwas ist ja so einfach und leicht zu bewerkstelligen. Aber während sie dieses erfuhr und während sie den eingehenden Bericht des Schulmeisters über des Grafen Leben und Treiben hier entgegennahm und ihr böses Herz triumphirte, kam allmählig eine ganz eigenthümliche Unruhe über sie. Wenn der Magister nicht log, so hatte sie sich dennoch getäuscht: sie hatte geglaubt, der Graf wäre, um die Rolle des Liebhabers spielen zu können, ein wenig Schmuggler geworden, immer mehr aber wurde es ihr nun klar, daß derselbe des Schmuggels wegen hierhergekommen war und sich dann erst in jenes Landmädchen verliebt hatte.

Wie Schuppen fiel es ihr von den Augen . . . die Thatfachen lagen nun klar vor ihren Blicken — Manches, was ihr räthselhaft gewesen war, reichte sich jetzt zusammen, aber der Erfolg entschlüpfte zu gleicher Zeit ihren Händen. Mit Schrecken gewahrte sie dieses. Wenn der Graf wirklich so weit heruntergekommen war, daß er hier in aller Heimplücktheit verbotene Wege ging, um nicht zu ertrinken, dann war sein Ruin eine Thatfache, dann konnte sie nur ihre Mühe und das schöne Geld bedauern, welches sie darauf verwandt hatte, die zu erfahren.

Sie hatte nun höchstens die Mittel, sich zu rächen — weiter nichts. Aber wozu das? — Wenn der Graf ein Bettler war, dann lohnte sich ja das nicht einmal, dann war er für sie ein Begrabener. — Was wußte ein Weib wie sie von Liebe und Dankbarkeit! . . .

Etwas nachdenklich, mit einer feinen Falte zwischen den Brauen, erhob sie sich plötzlich. Sie zog ein kleines Täschchen von Maroquin aus der Tasche und zählte daraus in Treuereue den Judaslohn auf den Tisch.

„Ich danke Ihnen,“ sprach sie kurz, „es ist so, wie ich erwartete. — Ein irregulärer Verwandter von mir. Ich hoffe, Sie werden schweigen gegen Jedermann, Herr Magister.“

Ein wenig erstaunt strich Jener mit seinen knöchernen Händen das Geld ein, dann half er ihr in den Mantel.

„Und wegen des Hauses?“ frug er etwas unsicher.

„Mein Intendant wird mit Ihnen darüber korrespondiren,“ versetzte sie, verbat sich seine Begleitung und ging davon. Eine Weile lang sah der Magister von der Schwelle seines Hauses aus ihr nach. Dann trat er in seine Stube, schloß sich ein und zählte sein Geld und zählte es immer von Neuem und murmelte dabei allerhand unverständliche Worte durch die Zähne, während seine Augen unheimlich glühten. Als Katherine herein kam mit dem Mittagessen, verbarg er es in seiner Brusttasche.

Frau von Montlet saß unterdessen in dem Balkonzimmer des Deutschen Hauses und machte einige Aufzeichnungen. — Sie zog hernach noch allerhand scheinbar unbedächtige Notizen ein über die Familie Steinau, den Steuerrath, die neue Quelle und dergleichen mehr, erwähnte aber des Namens Rauben mit keiner Sylbe. — Sie hatte einen Moment lang die Absicht, uns drüben ihren Besuch abzustatten, die Beschreibung des Wirthes von meinem Onkel war aber wohl nicht verführerisch genug; wozu das auch jetzt, wo die ganze Sache unnöthig geworden war?

Sie schrieb hernach noch eine Weile sehr eifrig und reiste dann ab. Sie gab auf dem Bahnhof einen Brief zur Post mit der Adresse eines Weyher van Holsten — Amsterdam . . . Prinzengracht. Sie dachte sogleich an die Zukunft, die kluge Frau: von Helgoland war sie mit ihrer Begleiterin im vorigen Sommer nach Ostende gegangen. Dort hatte sie die Bekanntschaft jenes Weyher van Holsten gemacht, eines älteren, sehr reichen Herrn, der sie sehr bewunderte und ihr allerhand Andeutungen gemacht hatte, welche sie damals nicht verstehen wollte. Jetzt fiel es ihr plötzlich ein, daß sie einige zärtliche, respektvolle Schreiben desselben unbeantwortet gelassen hatte, und sie beeilte sich, dieses Versehen wieder gut zu machen.

Das Schicksal wollte es, daß jener Brief ohne Antwort blieb — wer weiß, wie anders sonst Alles gekommen wäre!

XLIX.

Als Frau von Montlet nach Hause kam, erfuhr sie durch ihren Verehrer — welchem sie natürlich von jenem Briefe nach Amsterdam kein Wort sagte, — daß der Graf

in Unterhandlungen stünde mit seinen Gläubigern, daß jene ihm früher ein Jahresgehalt von dreitausend Thalern geboten hätten, ihn nun aber auf zweitausendfünfhundert herabdrücken wollten. Auf welchen Wegen Bodmann die erfahren hatte, ist uns unbekannt geblieben. Frau von Montlet handelte ganz, wie es ihrer würdig war: „Ce lacho!“ murmelte sie verächtlich, und setzte sich dann hin und verfaßte einen anonymen Brief an Grete, in welchem sie dieser, außer von vielen anderen Dingen, die sie besser verschwiegen hätte, auch von jenem Faktum Kenntniß gab. Es mag das so die Art niedriger Naturen sein; — ein Fußtritt hinterdrein!

Grete erhielt den Brief, ohne anfangs zu wissen, von wem er kam. Derselbe versetzte sie in die allergrößte Bestürzung. — Nachdem sie ihn gelesen und eine Weile überlegt hatte, sandte sie ihn an den Grafen.

Es war das erste Mal, daß der Schmutz der Welt sie streifte, sie war so bestürzt und beschämt, daß sie Keinem von uns ein Wort darüber sagte.

Graf Rubezahl erkannte unschwer die Verfasserin jenes Pamphlets, die Handschrift der Baronin Jehren war nur schlecht verstellt, auch waren einige Details berührt, welche Niemand bekannt sein konnten als seiner langjährigen Geliebten. — Jener schäumte, er nannte Grete die Quelle dieses hinterlistigen Schreibens und setzte sich hin, um Frau von Montlet in den deutlichsten Worten seine Meinung zu sagen über solche Handlungsweise.

Er erhielt die kühle Antwort: sie leugne gar nicht, jenen Brief verfaßt zu haben, man wäre so außerordentlich bündig und offen gegen sie gewesen, warum sollte sie es weniger sein? . . . Im Uebrigen hätte man so unerhört an ihr gehandelt, daß jede Rücksicht ihrerseits aufhöre; man stieße sie ohne Mitleid in's Elend, man hätte sich und Andere in kindischem Uebermuth ruinirt, man wolle mit einem Bettler nichts mehr zu thun haben. Im Gegentheil, wenn Jener sich nicht ganz still verhielte, so würde man der Doffentlichkeit Dinge übergeben, die ihm den Mund stopfen würden. — Hinter dem erborgten Firnis kam die ureigene gemeine Natur mit einem Male zum Vorschein, man warf mit Schmutz . . . man drohte. Das war eine gute Lehre, und der Graf nahm, nachdem der erste Ekel vorüber war, dieselbe mit Freuden hin, war er doch jene Person hiemit ein für alle Male los, viel leichter als er die selbst für möglich gehalten hätte. — Aus ihren Drohungen machte er sich nichts, sein ganzes Leben war eine Kette von Leichtsinne und Verschwendung, aber niemals hatte er etwas gethan, was das Licht scheute. Daß jene Frau um jenes eine Faktum wußte, das freilich ahnte er nicht.

Grete's liebendes Herz ließ sich leicht beruhigen. Mit Sehnsucht, trotz aller Furcht, erwartete sie den Moment, wo sie hintreten konnte vor ihren Vater und diesem Alles entdecken. Sie litt am schwersten unter dieser Doppelzüngigkeit.

Onkel Wolfgang ging wieder ganz seine gewöhnliche Straße, die Klinte auf dem Rücken durchstreifte er den Forst. Selten nur frug er nach Rauben, den er immer noch in England glaubte. Ich glaube, er ging damals mit dem Gedanken um, noch einen Theil von seinem Territorium zu verkaufen, um Rauben damit schuldenfrei zu machen, ich schließe das aus einigen Aeußerungen, die ihm ab und zu entschlüpfen. — Er wollte nur, ehe er dieß that, sich überzeugen, ob Jener Ernst machte, ob er aushielt auf seinem neuen Lebenswege. — Er fühlte sich schon damals nicht ganz wohl, er medizinierte, seine Leber machte ihm zu schaffen, ihm trat der Gedanke nahe, Grete's Zukunft sicher zu stellen.

Um noch einmal am Ende dieses Kapitels von jener Frau von Montlet zu sprechen, so hatte dieselbe in der Folge einige Ursache, ihren kurzen Bruch mit dem Grafen zu bereuen: — wie die meisten dieser leichtfertigen Frauen hatte sie bisher stets mehr Geld ausgegeben, als sie einnahm. Dem Jasse der Danaiden gleichen sie; anstatt zu sparen für die Zeit der Noth, hatte sie in leichtfertiger Sicherheit sich allerhand kostbare Passionen angewöhnt, das Geld verschleudert, dessen Werth sie nicht kannte.

Als jetzt der völlige Ruin des Grafen mehr und mehr bekannt wurde und als man es durch deren eigene Unklugheit erfuhr, daß er sich von seiner alten Geliebten losgesagt hatte, begannen ihre sonst so geschmeibigen Gläubiger sich zu melden, sie zu drängen. Die letzten Fünftausend verschwand überraschend schnell; um nicht ihr Haus zu veräußern, mußte sie sogar einen Theil ihrer aufgesammelten Schätze, Schmuck und Steine namentlich, verkaufen. Mit Schreden erfuhr sie hiebei, welch' ein Unterschied ist zwischen Kaufen und Verkaufen.

Von jenem Weyher bekam sie niemals eine Antwort. — Auch in solchen Dingen scheint es einen Unterschied zu geben zwischen dem Sichsuchtlassen und dem Sichanbieten — und ward ihre Verlegenheit hiedurch nicht kleiner, denn ihr früherer Freund war ärmer als sie selbst, sie hatte mit ihm gebrochen, und Herr von Bodmann wußte sich ihren verschiedenen Ansuchen um Geld auf das Geschmeibigste zu entziehen. Sie verlebte in Folge dessen ebenfalls keinen sehr vergnügten Winter.

So standen diese Angelegenheiten, als zwei Ereignisse eintrafen, welche einen plötzlichen Umschwung hervorbrachten in dieser trüben Atmosphäre.

L.

Man erinnert sich, daß mein Onkel Strait mit dem Steuerrath gehabt hatte, daß er ihm gedroht hatte, ihn zu

erschließen, wenn er seine Zunge künftig nicht im Zaume hielte. — Jener Herr hatte hievon unverzüglich eine Meldung an seine Vorgesetzten abgestattet, die sich mit einer Klage meines Onkels freuzte, in welcher dieser den ganzen Sachverhalt auseinandersetzte, sich beschwerte über das Verhalten jenes Beamten und um Remedur bat.

Hierüber schwebten längere Zeit Verhandlungen, welche für den Steuerrath nicht eben sehr ersprießlicher Natur zu sein schienen, denn wenn der kleine Ehrgeizige nachher Einem von uns zufällig begegnete, so blickte er ihn aus seinen stehenden Augen noch hämischer und galliger an wie früher.

Eines Mittags nun kam der Onkel nach Haus, sehr aufgeregt und erhit. — Er stellte sein Gewehr in die Ecke und begann sofort zu schreiben; dann rief er den Knecht und sandte ihn mit einem großen Brief zum Bahnhof hinüber.

Er blickte finster und unstät und ging mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab. Das Essen stand auf dem Tisch, schon einige Male hatte Grete ihm gerufen. — Er aß, sah nachdenklich aus, aß wieder und legte zuletzt die Gabel hin. Der Bissen quoll ihm im Munde.

Als abgeräumt war, begann er wie gewöhnlich sein Pfeifchen zu rauchen. Er warf einen Blick nach der Thür. — geängstigt sahen wir beiden Mädchen einander an.

„Nun,“ begann er plötzlich zwischen dem Rauchen, „erfahren werdet ihr es ja doch . . . dem Steuerrath ist heute ein Unglück passiert.“

„Vater!“ rief Grete, eilte auf ihn zu und sah ihm groß und erschrocken in's Gesicht.

Er runzelte finster die Brauen.

„Dummes Zeug!“ brummte er, „nicht ich bin die Ursache seines Todes.“

„Tobt?“ riefen wir Beide zugleich.

„Ja, — allerdings ist er todt und ein Wunder ist's, daß sie ihm nicht schon früher zu Leibe gingen, denn — Gott hab' ihn selig — aber das war ein harter Mann gegen unser armes Volk, dem sah das Reglement an der Stelle, wo anderen Leuten das Herz sitzt.“

Grete begann still zu weinen, — ich selbst war vor Schreck ganz starr. — Ich dachte nicht anders, als der Onkel hätte seine Drohung wahr gemacht.

Er blickte uns unwillig an, Eine nach der Andern, seine Hand ballte sich zornig. Er ahnte nur zu gut, was in uns vorging, er war aber viel zu stolz, um ein zweites Mal zu versichern, daß er nicht Der war, der den Steuerrath getödtet hatte.

„Sie fanden ihn unweit der Grenze,“ fuhr er fort, „an dem kleinen Wege, welcher die Eichenheckung schneidet. Als ich hinzu kam, lag er, todt bereits, neben seinem Pferde. — Ich habe vorhin an die Regierung deshalb berichtet.“

Wir Beide waren, wie man sich denken kann, auf's Heußerste erschüttert und erschrocken; wenn des Onkels Hände auch wirklich rein waren von Blut, welch' eine lange Kette von Unannehmlichkeiten würde nicht für ihn aus diesem traurigen Ereignisse erwachsen! Wenn sich der wirkliche Mörder nicht fand, würde der Volksmund nach jener Drohung nicht ihn als denselben bezeichnen? . . .

Nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, schämten wir uns Beide unserer unwillkürlichen Regung. Grete in ihrer offenen, warmherzigen Weise gab sich nicht die Mühe, sich zu verstellen, sie eilte plötzlich auf ihren Vater zu, und seinen Kopf fest gegen ihren Busen drückend und ihn mit Thränen und Küßen bedeckend, murmelte sie:

„Mein guter Vater, — — mein lieber Vater! Du wärst nicht im Stande, so etwas zu thun — Dein Herz ist so gut! Mein lieber Vater!“ . . .

Ich ergriff seine Hand und küßte sie.

„Ihr seid närrische Mädchen,“ versetzte er, sich sanft und nicht ohne Verlegenheit von uns losmachend. „Ich hätte zwar hinreichenden Grund gehabt, dem Manne den Mund zu stopfen . . . er war unser Aller erbitterter Feind, doch glaube ich selbst, ich würde es niemals über mich gewonnen haben, einen Wehrlosen zu tödten. Hier liegt, wenn nicht Alles trügt, ein wohlgeplanter, längst beabsichtigter Mord vor.“

Er begann uns dann zu erzählen, was er selbst von dieser traurigen Angelegenheit wußte: Er hatte gepiricht im Grenzrevier. Plötzlich war es ihm, als fielen drüben ein Schuß. Er dachte an Wilderer und ging der Richtung nach. Aber an der Eichenheckung hörte er rufen. Er bemerkte einige Holzfäller und deren Weiber, welche ihnen das Essen hinaufgetragen hatten. Sie näherten sich er, daß sie einen Gegenstand umstanden. Er fand den Steuerrath, die Fügel krampfhaft in der Linken, erschossen neben seinem Pferde liegend. Ein Schuß in die untere linke Brust, von der Seite her abgefeuert, hatte ihn getödtet. Es war eine große, unregelmäßige Wunde, verursacht offenbar durch großes Schrot oder Rebposten, welche aus nächster Nähe auf den Unglücklichen abgefeuert wurden.

Er fügte hinzu, er habe gleich alles Erforderliche dort angeordnet, auch berichtet darüber an die Behörde, aber dennoch sei für ihn der Fall ein äußerst peinlicher. Da das gespannte Verhältniß zwischen dem Getödteten und ihm bekannt sei, er außerdem mit dem Gewehr auf der Schulter kurze Zeit nach der blutigen That auf der Stelle derselben erschienen sei, so läge, wie er sich nicht verhehlen könne, ein dringender Verdacht gegen ihn vor. Die Folgen desselben würde er

zu tragen haben, indessen seine Unschuld, er sei dessen gewiß, würde an den Tag kommen, man würde den wahren Thäter über kurz oder lang entdecken.

Wir waren natürlich sehr bestürzt über das Alles, wir bedauerten den kleinen Ehrgeizigen, am meisten aber den armen Onkel. Seine Vermuthungen bestätigten sich nur zu bald, die ganze Gegend bezeichnete ihn als den Mörder des Steuerraths. — Eilige gaben ihm Recht, Viele brachen über ihn den Stab.

Zuerst, in übertriebenem Eifer, kam der Herr Pastor in's Haus geeilt und hielt dem Onkel eine lange und eindringliche Rede, welche Jener mit großer Geduld anhörte. Als er aber dann seine gänzliche Unschuld versicherte und der Geistliche trotzdem fortfuhr, auf ihn einzusprechen, bat er ihn höflich, aber bestimmt, entweder in aller Ruhe eine Tasse Kaffee mit ihm zu trinken oder später einmal wiederzukommen.

Gleich darauf erschien das Gericht — der Staatsanwalt, Gendarmen und Polizisten. Der Onkel mußte noch einmal mit hinaus zu der Leiche. Sie suchten die ganze Büchse ab, ohne anfangs etwas zu finden, was den Verdacht auf jemand Anderes lenken konnte. Man sah im dünnen Laube neben dem Wege Spuren von Menschenfüßen, konnte aber nicht erkennen, ob dieselben von den Schuhen des Onkels oder denen eines Andern herrührten. Dagegen entdeckte man einen angebrannten Papierpfropfen mitten im Wege liegend, der offenbar von jenem mörderischen Schusse herrührte. Derselbe spielte hernach in der Untersuchung eine große Rolle.

Man nahm zuletzt dem Onkel die Büchse fort und setzte ihn, nachdem er vierzehn Tage in Untersuchung gewesen war, gegen hohe Kaution vorläufig wieder auf freien Fuß. Der Verdacht gegen ihn begann sich abzuwachen: sein ruhiges Benehmen sprach für ihn, einige andere Thatsachen noch, — die Wunde zum Beispiel rührte von Rehpfeilen her, wie die Obduktion ergeben hatte, und der Onkel führte eine Kugelbüchse, welche noch geladen war, auch hatten Leute, kurz nachdem der Schuß gefallen war, den Onkel ziemlich weit entfernt von dem Orte der That durch den Wald schreiten sehen, auf jene Stelle zu. . . Kurz und gut, man setzte ihn zuerst auf freien Fuß und zuletzt wurde, hauptsächlich durch jenen Papierpfropfen, der wahre Thäter aufgefunden.

Jener Mord war ein Akt der Rache. Der Pfropf rührte von einer österreichischen Zeitung her, der Mörder war ein Weber aus einem Dörfchen dicht an der Grenze, welcher neun Monate Gefängniß erhalten hatte durch die Bemühungen des Steuerraths. . . Während jener Zeit hatte sich dessen Frau, von Noth gedrungen, etliche Male an diesen gewendet mit der naiven Bitte, ihren Mann doch frei zu machen, als ob das von ihm abgehängt hätte. Der kleine Ehrgeizige, in seiner bestigen und absprechenden Weise, hatte die Frau einige Male kurz abgewiesen, sich zuletzt aber im Jörn an ihr vergrißen. — Ihr Mann kam aus dem Gefängniß und schritt alsbald zu jenem Akt der Rache. Er gestand und wurde verurtheilt. Der Onkel stand somit gereinigt da und der Herr Pastor kam, um sich zu entschuldigen, aber diese ganze traurige Angelegenheit hatte diesen außerordentlich mitgenommen. Sein Haar war beinahe ganz ergraut und es war etwas Gebrochenes in ihm, was uns Beide sehr beunruhigte, er wurde alt und trübselig.

Das war das Eine — das trübe Ereigniß. Das

Anderer war freudigerer Natur; die Kunde von demselben erhielt meine Cousine während der traurigen Wochen, als ihr Vater im Gefängniß saß. Rauden, das heißt Graf Rübzahl, war kaum abgehalten gewesen, sie der Geliebten selbst zu überbringen. Als die Noth am größten war, war auch hier die Hülfe nah gewesen. — Zum Aeußersten gebracht durch jene Wucherer, war der Graf schon im Begriff gewesen (nachdem ein größeres Loosanlehen gescheitert war), auf den Vorschlag seiner Gläubiger einzugehen, sich mit zweitausendfünfhundert Thalern Jahrgeld auf zwölf Jahre hinaus zu begnügen, als in der letzten Stunde noch der Rentmeister ihm telegraphirte, er solle die Sache noch ein wenig hinausziehen. Gleich darauf kam dieser selbst und stattete Bericht ab. Auf dem Nebengute Schornsdorf hatte man einen Brunnen gegraben und war dabei auf Kohlen gestoßen, dicht unter der Oberfläche der Erde. Die Kohlen waren von guter Qualität und der Ort lag in unmittelbarer Nähe der neuerbauten Eisenbahn.

Das war allerdings ein Ereigniß von großer Tragweite. In aller Stille war der Graf selbst nach Schornsdorf gereist und hatte Leute von Fach mitgenommen. — Es war eine wahre Goldgrube, welche man hier plötzlich entdeckt hatte, die Verlegenheiten des Besitzers derselben hatten ein Ende, mit einem Schlage war er wieder reich. Der Kontrakt wurde zerrissen und ein Schuldentilgungsplan vereinigt, wonach der Graf die volle Verfügung über seine Güter behielt. Ein Anlehen ward erhoben und so gleich an die Ausbeute jenes Kohlenlagers gegangen.

Das war einmal eine freudige Nachricht in jener schweren Zeit. Kurz darauf gab man ihren Vater frei, der Verdacht lenkte sich von ihm ab. Grete athmete auf, als erblickte sie die Morgenröthe einer bessern Zukunft, viel schwere Sorge war von ihrem Herzen heruntergenommen, die Schande war abgewendet von dem Haupte des Geliebten und des Vaters. Um so früher nun konnte dieses Heimlichthun ein Ende finden. Leider war jener goldene Schein nicht das milde Frühroth besserer Tage, sondern ein Aufglänzen am düstern Himmel, ein letzter Sonnenblick, ehe es ganz dunkel wurde.

Die Katastrophe folgte unmittelbar darauf, — ein Blitz zerriß das Dunkel — Alles wurde klar mit einem Male, die ganze Elektricität in der schwülen Atmosphäre, welche auf unseren Gemüthern gelastet hatte, entlud sich in dem einen Schlage. — Er suchte hernieder und traf uns Alle! . . .

(Fortsetzung folgt.)

Perlmutterarbeiter in Bethlehem.

(Bild S. 565.)

Palästina läßt noch heute, im Jahrzehnt der Elektricität und der Dampfkraft, des rastlosen Jagens und Strebens nach materiellem Gewinn, einen so seltsamen Zauber aus wie vor zwei Jahrtausenden. Noch heute werden Wallfahrten nach dem wunderbaren Lande unternommen, und wer dort gewesen, bringt ein Gefühl in der Brust zurück, eine Fülle von Anschauungen und Erinnerungen, die so mächtig und werthvoll sind, daß sie ihn für das ganze Leben als kostbare Güter gelten. Nicht Vielen ist es aber vergönnt, das heilige Land mit eigenen Augen zu schauen — den Wunsch und die Sehnsucht hat wohl Jeder, und diesem Sehnen und Träumen kommt jetzt ein neues illustriertes Werk in Prachtausstattung, „Palästina“, Text von Georg Ebers und Professor Guthe in Jerusalem (Stuttgart, Hallberger), entgegen. Wir

entnehmen dem Werk unter Bild: „Perlmutterarbeiter in Bethlehem“. Es ist ein eigenartiger Industriezweig, der dort an der geweihten Stätte der Wallfahrer blüht. Perlmutter wird dort zu Kugeln für Rosenkränze und zu kleinem Muschelschmuck für die Pilger verarbeitet, welche die Erinnerung an ihre Wallfahrt zum gelobten Lande mitbringen. Das Arbeitslokal ist eine Höhle im Felsen. Das Material für diese Industrie ist eine Riesenauster, die von Suez aus in großen Massen hergeschafft wird. Die Geräthchaften bei dieser Fabrication sind außerordentlich primitiv und die Herstellung geschieht von Frauen und Männern, in deren Familien diese Beschäftigung, dieser Beruf sich forterbt. Trotzdem das heilige Land zum Orient gehört, wo die Beschaulichkeit ja zu Hause ist, wird an den berühmten geweihten Stätten wenigstens recht fleißig gearbeitet. Die Tracht der Frauen ist sehr eigenthümlich; wir wollen hier das Werk selbst sprechen lassen. „Die Frauen von Bethlehem sind heutzutage nicht nur die anmuthigsten, sondern auch die am besten gekleideten Frauen in ganz Palästina. Vielleicht verdanken sie ihre Schönheit dem norrmännischen Blut, das in ihren Adern fließt, denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß die christliche Bevölkerung in der Geburtsstadt Christi von Kreuzfahrern und ihren Nachkommen abstammt. Dennoch ist ihre Kleidung nicht abendländisch, sondern die ihrer muslimischen Landsleute, die sich übrigens nicht überall gleich kleiden, denn in vielen Städten und Dörfern Palästinas findet man, wie in den verschiedenen Kantonen der Schweiz, besonders für die Frauen eigenthümliche Trachten. Der Kopfschmuck einer Bethlehemiterin besteht aus einer ca. sieben Centimeter hohen Mütze mit flachem Deckel, die über und über mit Münzen übersät ist und von der zu beiden Seiten Schnüre mit größeren Silber- und Goldklümpchen herabhängen. Dieser Kopfschmuck ist fest genug, um den großen weißen Leinwandseiler zu tragen, welcher so über ihn hingedehnt wird, daß man nichts von ihm zu sehen bekommt als die unterste Reihe der Münzen, welche auf die Stirne der Frauen zu liegen kommt. Der Schleier pflegt etwa zwei Meter lang, nicht ganz einen Meter breit und an seinen Enden häufig mit bunter Seide geflickt zu sein. Er fällt in malerischen Falten über Schultern und Rücken und wird in Gegenwart von Muslimen oder Fremden benützt, um einen Theil des Gesichts zu verbergen. Das Hauptkleidungsstück, welches gewöhnlich auch das einzige ist, besteht aus einem langen blauen oder gestreiften Gewand mit langen, spitz zulaufenden Ärmeln, welches durch einen Gürtel über den Hüften zusammengefaßt wird. Das Bruststück des Kleides ist stets bestickt oder mit aufgenähten rothen, gelben oder grünen Tuchstückchen verziert. Jede Frau, deren Mittel ihr dies erlauben, trägt über dem Gewande noch eine grellrothe Jacke mit kurzen Ärmeln, die entweder bis auf den Gürtel oder bis zu den Knien reicht. Bei der Arbeit im Hause binden die Frauen gewöhnlich ihre langen Ärmel zurück und tragen statt des großen Schleiers einen kleineren.“

Wie man sieht, beschäftigt sich das Werk auch mit dem heutigen Palästina, mit Land und Volk, Gewerbe und Landbau. Es bringt Volks- und Reiseleben, Landschaft und Geschichte, Städte und Ruinen, Klöster und Kirchen; in den Bereich der Darstellung ist auch die Sinaihalbinsel und das Land Gosen hineinbezogen.

Das Werk, ursprünglich in englischer Sprache erschienen, für das deutsche Volk jedoch von Georg Ebers, dem berühmten Verfasser der ägyptischen Romane, und von Hermann Guthe, der in Jerusalem weilt, bearbeitet, gibt ein Gesamtbild des heiligen Landes, wie es bisher noch nicht in der Art existirt hat. Das schöne Werk, auf seinem, gelbtem Papier sorgfältig gedruckt, mit vierzig feinen Stahlstichen und sechshundert Holzschnittillustrationen ausgestattet, die fast sämmtlich auch künstlerisch originell und wirksam sind, wird ein Geschenkbuch für jene Abnehmer des Lebens werden, die eine ernste Erinnerung für uns bleiben. Ein solches Werk hat bisher gefehlt, und wir wollen besonders Eltern von Konfirmanden auf diese Erscheinung aufmerksam machen. Bis jetzt sind drei Lieferungen dieses Prachtwerkes herausgekommen.



Die erste Passagier-Eisenbahn von Stockton nach Darlington in England (1825).

Der hundertjährige Geburtstag Georg Stephenson's, des Begründers unserer Eisenbahnen.

(Porträt S. 568.)

Am 9. Juni 1781 erblickte ein Mann das Licht der Welt, der für alle Zeiten seinen Namen in die Geschichte der Kultur der neuen Zeit eingeschrieben. Der Vater des jetzt über die ganze civilisierte Welt verbreiteten Eisenbahnsystems, Georg Stephenson, ward an diesem Tage in dem Orte Wylam an der Tyne, einem Kohlenwerke bei Newcastle in England, geboren. G. Stephenson war der Sohn eines armen Arbeiters, sein erstes Geschäft war die Bedienung einer Dampfmaschine an der Mündung der Kohlengrube. Hier rief er zuerst Verwunderung hervor durch Verbesserungen, die er an der von ihm gehandhabten Maschine und dem Pumpwerk anbrachte, dann durch Reparaturen, die gelehrte Ingenieure nicht

ausführen konnten. Er rückte dadurch zum Aufseher vor und ward bald darauf Leiter der großen Kohlenwerke bei Darlington. Für einen bei diesen Gruben angelegten Schienenweg baute er die erste Lokomotive. Dann erlangte der merkwürdige Mann mit Davy zusammen die berühmte Sicherheitslampe für Grubenarbeiter, was ihm einen Ehrenpreis von 1000 Guineen einbrachte. Diese Summe bestimmte er für die Erziehung seines 1803 geborenen Sohnes Robert, der durch wissenschaftliche Ausbildung das Genie seines Vaters unterstügte und später selbst einer der berühmtesten Ingenieure der Welt wurde. Unter der Leitung Georg's, des Vaters, wurde 1825 die erste, für den allgemeinen Verkehr bestimmte Eisenbahn von Stockton nach Darlington eröffnet.

Unsere Illustrationen zeigen neben dem Porträt des genialen Mannes diesen merkwürdigen ersten Zug, welcher auf dieser Linie ging. Als Stephenson sich erbot, einen Dampfzug herzustellen, der zehn englische Meilen, zwei und eine halbe deutsche Meile, in der Stunde zurücklegen werde und einem

Parlamentsauschuß seinen Plan vorlegte, erklärte man ihn für einen Phantasten. Seine Probefahrt übertraf jedoch noch die im Plan festgesetzte Schnelligkeit; die von ihm gebaute Lokomotive legte fünfzehn englische Meilen in der Stunde zurück. Stephenson gewann den für die Lösung dieser Frage ausgelegten Preis und bewirkte durch diesen Dampfzug die größte Revolution in der Mechanik seit der Erfindung der Dampfmaschine. In der Folge ward Stephenson eine Verühmtheit in der ganzen Welt. In Verbindung mit seinem Sohne baute er verbesserte Dampfzüge für die neu entstehenden Bahnen in England und Amerika, ebenso lieferte er für den europäischen Kontinent die ersten Lokomotiven. Georg Stephenson starb als sehr reicher Mann und von der ganzen Welt verehrt am 12. August 1848. Er hat es wohl verdient, daß sich die Welt seiner bei der hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages erinnerte und seiner ehrend Gedenkung that.

Blind und sehend.

Novelle

von

Albert Roderich.

(Fortsetzung.)

Der Geheimerath hatte nun einen so feinen Grund, die Bekanntschaft Reinhold's zu suchen, daß er so recht eigentlich nur von einem gleich gewandten Diplomaten gewürdigt werden kann. Er kannte nämlich seine Freundin Annette sehr genau. Er wußte, daß sie sehr viel ertragen und aushalten konnte, nur keine Längeweile. Und als er sie auf dem Schiffe mehrfach nach dem schönen blonden Manne schielen sah, da dachte er gleich, das wäre so ein nettes Spielzeug für das Kind. Als nun der Kapitän auf seine geschickten Fragen ihm Alles, was er von Reinhold wußte, mitgetheilt, hielt der lächelnde Geheimerath unseren Freunden die oben zitierte Rede, und jetzt sitzen schon die vier Personen in einer Ecke des stillen Verdecks und plaudern so lebhaft mit einander, als wenn sie alte Freunde wären.

Als Annette gleich zu Anfang erwähnt hatte, daß sie Hofschauspielerin sei, da war ihr allerdings vom Herrn Geheimerath ein recht mißbilligender Blick zugeworfen worden; er war jedoch dann schnell auf ihre Rede eingegangen und hatte nur dafür gesorgt, daß die neuen Freunde eine möglichst hohe Meinung von den künstlerischen Fähigkeiten und der Stellung seiner Schutzbefohlenen faßten. Auf Reinhold machte das einen Eindruck, den der Geheimerath sofort bemerkte. Der verkannte Dichter sprang blühschnell hervor. Das noch unfertige Trauerspiel! Diese neue Möglichkeit — diese große Schauspielerei! Es waren ja nur schnelle Gedanken, aber es ist eine grobe Unwahrheit, wenn Jemand sagt, Gedanken seien ungeschehen zu machen.

Sie waren wohl kaum eine Stunde miteinander gefahren, und Adele hatte schon eine gewisse Neigung für Annette gefaßt. Vielleicht wuchs sie aus dem unbestimmten Gefühl der Dankbarkeit hervor, das Adele für das Mädchen hegte, weil es sie in jenem fürchterlichen Augenblicke des Geständnisses errettet hatte. Oder fühlte Adele vielleicht deshalb Sympathie für Annette, weil diese in ihrem ganzen Wesen ihr gerades Widerspiel war?

Dies unregelmäßige, aber hübsche Gesicht, diese dunklen, feurigen, scheinbar unergründlichen Augen, diese kleine, aber

reizend geformte Gestalt, die nicht eine einzige Minute in Ruhe verharren zu können schien, das Alles war so anziehend, machte einen so angenehmen Eindruck auf Adele.

Annette konnte viel besser plaudern als zuhören, und Adele ihrerseits herrschte mit sichtlichem Wohlgefallen auf das Geplauder der jungen Künstlerin, die allerdings so oft und jäh das Thema ihrer Erzählungen wechselte, daß man ihr kaum immer folgen konnte. Stets aber war, was sie sagte, unterhaltend, und wenn es das auch nur durch die Art wurde, wie sie es sagte. Die Beiden faßten unvermerkt eine leise, uneingestandene Neigung zu einander. —



Georg Stephenson. (S. 567.)

So erreichte das Schiff nach einer schnellen, angenehmen Fahrt seinen Bestimmungsort, und die neuen Bekannten trennten sich mit Verabredungen für baldiges Wiedersehen.

Gleich nach der Ankunft in Cuxhaven mietete der Geheimerath für Annette zwei Zimmer bei einer Wostentwittve, und reiste am Abend desselben Tages mit der Post wieder ab, nachdem er noch eine längere, recht ernsthafte Unterredung mit Annette gehabt hatte.

Als Reinhold und Adele über die Schwelle ihres Hauses traten, da dachten Beide an das Wort Reinhold's beim Fortgehen: „Auf glückliches Wiedersehen!“ Sehend lehrte er heim, aber glücklich? Ach nein! Die fröhliche Dankbarkeit, die ihn anfangs gegen das Schicksal erfüllt, war einem grübelnden Unmuth gewichen. Mit Leid im Herzen sah Adele, daß der Geliebte mit düsterer Stirne sein Haus betrat. Sie redeten wenig mit einander. Adele wollte einen Imbiß besorgen und ließ den Gatten bald allein. Reinhold sank in den Lehnstuhl, der zuletzt den Blinden gestützt, und grübelte über sein Schicksal. Eine große Hoffnung war ihm erfüllt, eine große andere zerfallen. Die alten, ehrgeizigen Jugendträume von Ruhm und Geistesgröße waren mit dem neuen Lichte wieder mächtig in ihm aufgestiegen. Er fühlte Kraft und Muth in sich, und glaubte bereits mit seinen bis jetzt an die Öffentlichkeit gelangten Werken eine erste Stufe erklimmen zu haben, — und jetzt —

Grollte er seinem Weibe wegen des ihm gespielten Betrugs? Nein! Er sah zu genau die zarten Fäden der selbstverleugnenden Liebe, die selbst die Qualen des schlechten Gewissens nicht scheut, um das Glück des Geliebten zu wahren. Nein, er grollte seinem Weibe nicht, aber es war in seinem Herzen eine habende Stimme, die ihm ganz leise zurief: „Warum ist sie dein Weib?“ Ja, wenn er einen andern großen Lebenszweck

zu erringen gehabt hätte, dann würde er glücklich mit diesem Weibe sein, sie achten, verehren, vielleicht lieben können. Aber so? Ohne hohen, begehrenswerthen Zweck — ganz allein mit ihr? Ohne ruhmreiches Kampfespiel, — ganz diesem guten, edlen, — aber anspruchslosen, stillen Weibe leben? Ihn schauerte leise. Da trat wieder die schöne Schauspielerin vor ihn hin. Sie mußte ihm die neue Bahn eröffnen. Ah, seine Stimme von der Bühne herab ertönen zu lassen, war doch wohl etwas noch viel Begehrenswertheres, als in einer Wochenschrift zu reden. Sein Trauerspiel mußte schnell vollendet werden. Ein



Das großherzogliche Schloß in Schwerin. Nach einem Gemälde von Th. Martens. (S. 571.)

Schauer der Begeisterung überließ ihn, und wenn er nur ein gutes Theil dieser edlen Begeisterung hätte in die richtigen Worte bringen können, ich glaube, seine Ruhmes-träume wären wahr geworden. — Vor allen Dingen wollte er die fremde Hofchauspielerin für seinen Plan zu gewinnen suchen. — Als Adele wieder in's Zimmer trat, hatte die neue Hoffnung ihn wieder besser gestimmt. Adele bemerkte das sofort und wagte es, ein Gespräch zu beginnen, das auf die Zukunftspläne ihres Mannes führen mußte. Reinhold sagte:

„Adele, ich kenne die Triebfedern Deiner Täuschung zu gut, als daß ich Dir deshalb zürnen dürfte. Laß das abgethan sein. Ich habe jetzt Anderes, Besseres vor. Ich will die Schauspielerin, die wir heute kennen gelernt haben,

mit meinem Trauerspiel bekannt machen. Kann sie sich dafür interessieren, dann gewinnt sie wohl auch den Leiter der Hofbühne dafür, und das ist der Weg zum Erfolge. Andernfalls muß ich mit den Uebrigen an meinem Talent verzweifeln und andere Pfade suchen. Glaubst Du, daß wir das Mädchen ohne Bedenken in's Vertrauen ziehen können?“

Mit Freude vernahm Adele diese Worte, die ihr die neuen Hoffnungen des Gatten offenbarten. — Ihr genügte schon, daß sie ihn wieder Muth fassen sah. Sie lobte Annetten sehr und bestärkte Reinhold in seinem Entschlusse. Sie glaubte ja selber an seinen Genius.

Inzwischen hatte Annette es sich in den Zimmern der Loosenswittwe Frau Ehlers nach besten Kräften bequem

gemacht. Das Auspacken ihrer Koffer, die hundert nothwendige und zweihundert unnöthige Dinge enthielten, hatte sie einige Stunden beschäftigt. Darüber war die Dämmerung hereingebrochen. Annette fühlte sich allein. Sie trat an's Fenster und blickte auf die dunstige Straße hinaus, denn eine künstliche Straßenerleuchtung gab und gibt es in Cuxhaven nicht. Sonst um diese Zeit sah sie mit ihrem Prinzen und einigen seiner und ihrer Freunde im hell-erleuchteten Saale beim fürstlichen Diner — und jetzt in diesem elenden Neste im düsteren Zimmer, allein. Der abscheuliche Geheimerath! Sie stampfte mit dem Fuße. Dann brach sie in Thränen aus. Das Heimweh hatte sie übermannt. Aber plötzlich sprang sie auf, tappte sich hastig nach der Thüre und rief mit lauter, kläglichster Stimme den



Ein Zutrinken. Nach einem Aquarell von Montefusco. (S. 573.)

Namen ihrer Wirthin hinaus. Frau Ehlers kam herbeigeeilt. Sie machte schnell Licht in Annetten's Zimmer und fragte neugierig, was es gebe.

„Ich halt's hier nicht aus!“ rief Annette, „ich halt's nicht aus; — ich will wieder fort. Wann kann ich fort?“

Frau Ehlers suchte sie zu beruhigen. Es wäre nur die erste Ungewohnheit; es würde schon besser gehen, und so weiter. Dabei fielen ihre Blicke auf die vielen umherliegenden Schmuckfachen und sonstigen Spielereien, und im nächsten Augenblick hatte Annette schon ihr ganzes Heimweh vergessen und zeigte der guten alten Frau ihre Kostbarkeiten, und erzählte und plauderte unter hellem Lachen. Als aber ihre Wirthin nun wieder fort wollte, da kam wieder die Angst über Annetten.

„Ach nein, ich bleib' nicht allein! Ganz sicher nicht, ich

lauf weg! Wissen's was, Frau Ehlers, da haben Sie ein Armband — nun bleiben Sie bei mir, bis ich schlafe; — ach ja, Sie thun's!“

Frau Ehlers nahm das glitzernde Armband in die Hand, gab es aber Annetten zurück und sagte:

„Was soll ich alte Frau mit dem blitzenden Dings? Aber gehen Sie nur schnell zu Bette; ich will hier bleiben, bis Sie eingeschlafen sind.“

Fünf Minuten später lag Annette in dem Riesenneste, Frau Ehlers mußte einen Stuhl dicht davor stellen und sich zu ihr setzen. Nach weiteren fünf Minuten aber war das Mädchen schon im tiefsten Schläfe, und Frau Ehlers konnte das Zimmer verlassen, nachdem sie noch mit dem Lichte in das reizende kleine Gesicht geleuchtet.

Nachdem Annette sich am folgenden Morgen in eine

Frühstoilette geworfen, die in der Residenzstadt K. gewiß sehr gewürdigt worden wäre, die aber für Cuxhaven allermindest außergewöhnlich genannt werden mußte, überkam sie wieder die Langeweile, und sie beschloß, trotz der frühen Tageszeit, die erste Visite bei Frau Harms zu machen.

Reinhold war schon spazieren gegangen, Adele in der Küche beschäftigt. Adele war nicht wenig verwundert, Annetten schon so früh und gar in so eleganter Toilette bei sich zu sehen.

„Was machen Sie da?“ fragte Annette nach dem ersten Gruße.

„Ich mache Kaffee,“ erwiderte Adele.

„Haben Sie denn keinen Diensthofen?“

„Ja, wir haben ein Mädchen; aber heute ist große Wäsche, da mache ich selber den Kaffee.“

„Ach, zeigen Sie's mir auch, ja? Ich möchte so gern auch Kaffee machen können! Bitte, bitte, beste Frau Harms, ja?“

Abele mußte herzlich lachen und belehrte sie über die einfachen Verrichtungen. Annette hörte gespannt zu.

„Ich will auch kochen lernen. Ich will den ganzen Haushalt lernen. — Aber jetzt bin ich denn doch neugierig, wie unser gemeinschaftlicher Kaffee schmecken wird.“

Abele lud sie in die Wohnstube und bald saßen die Beiden zusammen am Kaffeetisch. Mit außerordentlicher Geschicklichkeit hatte Annette ihr helles Gewand vor all den Gefahren der Verschmutzung oder Zerknitterung in der Küche zu hüten verstanden.

„Ich sollte eigentlich auf meinen Mann warten,“ sagte Abele.

„Ach nein, ich bin so neugierig auf den Kaffee,“ entgegnete Annette, „warum bleibt er so lange weg? Ich schenke ein!“

Nachdem sie Abels Tasse ganz und die ihrige halbvoll geschenkt hatte, fing Annette plötzlich so heftig zu lachen an, daß sie die Kaffeefanne schnell niedersehen mußte.

„Eine Idee! Eine himmlische Idee! Laß uns Brüderschaft trinken mit diesem schwarzen Kaffee!“ rief sie, und stieß dabei ihre Tasse gegen die Abels. — Abele, von der lauten Fröhlichkeit des Mädchens fortgerissen, ging lachend auf den Scherz ein, und im nächsten Augenblick fühlte sie sich heftig von Annetens Armen umschlungen. Das Mädchen wollte sie gar nicht loslassen und küßte sie immerfort, bis Abele sich mit Gewalt aus ihren Armen befreite. Annette warf sich auf's Sopha und rief:

„Das wird eine himmlische Freundschaft, eine schwarze Kaffeebrüderschaft! — Nein, das hätte Prinz Heinrich sehen müssen!“

„Wer ist Prinz Heinrich?“ fragte Abele.

Annette stockte einen halben Augenblick. Dann sagte sie schnell:

„Prinz Heinrich! Ach, — das ist einer meiner Kollegen am Hoftheater. Er trägt sich immer so gravitätisch wie ein Prinz, deshalb nennen wir ihn so.“

Als Abele das Hoftheater erwähnen hörte, glaubte sie einen guten Moment gekommen, die Pläne ihres Mannes einleiten zu können. Sie sagte:

„Wir haben eben erst Brüderschaft getrunken, und schon könnte ich Dich um einen recht großen Gefallen bitten.“

„Ich lasse mich küssen für Dich,“ entgegnete Annette.

Abele fuhr fort:

„Ich kann mir wohl denken, daß Du einen recht großen Einfluß bei der Intendanz Deines Hoftheaters hast. Nun denn, mein Mann hat ein Trauerspiel beinahe vollendet, und würde es als das größte Glück seines Lebens betrachten, wenn er's aufgeführt sähe. Wenn Du nun das Stück dessen würdig findest, würdest Du Dich dafür interessieren?“

„Dein Mann ein Dichter? Ah, mein bekannter Scharfblick! Gleich wie ich ihn zuerst sah, sagte ich zum Geheimrath: „Das muß ein interessanter Mann sein! Ob ich mich dafür interessieren will? Das Stück ist binnen heute und einem Vierteljahr über die Bühne gegangen!“

„Aber es ist ja noch gar nicht fertig, und Du kennst es ja noch gar nicht!“

„Wird sich schon finden, wird sich schon machen; Dein Mann sieht aus, wie ein ordentlicher Dichter aussehen muß, — verlaß Dich ganz auf mich!“

Annette wollte noch eine weitere Bethörung ihres guten Willens und ihrer Fähigkeit, ihrer neuen Freundin zu dienen, hinzufügen, aber sie war dabei einer kleinen, allerliebsten Stürkere auf einem Seitentische ansichtig geworden, die ihr Interesse unerbittlich in andere Bahnen lenkte. Sie fragte Abele, ob sie die Stürkere selbst angefertigt, und nachdem Jene dies bejahte, bestürmte Annette sie mit Bitten, sie das auch zu lehren.

Es war eben die besondere Fähigkeit Annetens, sich in ein und derselben Minute für die verschiedenartigsten Dinge mit gleichem Enthusiasmus begeistern zu können.

Inzwischen ging Reinhold am Meere spazieren.

Zum ersten Male seit vielen Jahren ging er allein aus. Er wollte sich erst wieder an's Sehen gewöhnen, wie er sagte. Es war in der ersten Frühe des Tages, als er den Deich betrat, der das Meer vom Lande trennte. Mit gehobener Brust schritt er den Deich entlang, zu seiner Rechten unabsehbare Wasserflächen, denen eben die Sonne ihren ersten Morgengruß sandte. Es gab keinen Laut ringsumher, als die leise, murmelnde Brandung des Meeres; — es war eine süße, berausende Stille. Da ward es Reinhold, als wäre der Horizont, der sich vor seinen Augen auf's Meer neigte, die Kuppel eines großen Gotteshauses, und das Rauschen der Brandung die Stimme einer wunderbaren Orgel, und er allein hiehergerufen zum Beten. Und das Gefühl der namenlosen Dankbarkeit, das ihm die Thräne zum Auge trieb, das war ein Gebet für empfangene Gnade und für neue, wie es in keinem von Menschen gebauten andern Gotteshause brünstiger emporgesandt werden kann.

Ach, es betet sich ja auch viel besser unter freiem, heiterem Himmel, als zwischen engen, steinernen Mauern! Und als Reinhold jetzt seinen Heimweg antrat, da fühlte er sich unendlich gehoben und gestärkt. Zugleich aber war auch die Zuversicht auf seine Kraft neu belebt und die Hoffnung auf Anerkennung für seinen Genius.

Zu dieser Stimmung nun paßte es sehr gut, daß Reinhold, als er nach Hause kam, den Boden für seine Pläne

so prächtig bearbeitet fand. Er warf seiner Gattin einen dankbaren Blick hinüber, als Annette gleich nach seinem Eintreten das Trauerspiel zu sehen begehrte.

Vor allen Dingen bat Reinhold um die strengste Verschwiegenheit, die Annette ihm auch überschwänglich zusicherte, obgleich sie eigentlich gar nicht recht wußte, wie und nach welcher Seite hin dieselbe beobachtet werden sollte. Dann sagte Reinhold, es seien aber erst drei Akte vollendet. Das machte gar nichts. Annette wollte sie gleich hören, und dann könnte Reinhold ihr ja die Geschichte zu Ende erzählen. Dazu ließ dieser sich nicht zweimal auffordern. Er holte das von Abels Hand geschriebene Manuscript und begann nach einer kurzen Einleitung zu lesen.

Es war ein in Versen geschriebenes Trauerspiel, dessen Personen aber, wie man sofort bemerken konnte, nur für Reinhold's Ideen erfunden waren, und die eigentlich weiter nichts thaten, als eben diese Ideen und Gedanken in allerdings recht schwungvoller, wenn auch weitseweifiger Weise zu ordern. Es waren wieder recht hübsche, edle Ideen, aber ein Theaterlunziger würde wahrscheinlich nur ein mitleidiges Lächeln für die Zumuthung gehabt haben, das Stück zur Aufführung zu bringen.

Reinhold las mit Begeisterung, und Annette schien seinen Worten mit allen Sinnen zu folgen. In Wirklichkeit aber hatten ihre Augen und Gedanken nur auf dem schönen, begeisterten Manne; das, was er vortrug, hörte sie kaum.

Nach dem ersten Akte machte Reinhold eine Pause, und Annette erging sich in Lobeserhebungen über das Stück. Sie verpöndete ihr heiliges Ehrenwort, daß dieses herrliche Dichterwerk der Welt bekannt werden solle.

„Wissen Sie, die, die — die Heldin — die —“

„Elisa“ — ergänzte Reinhold.

„Die Elisa“ fuhr Annette fort, „die will ich selber einstudieren. Eine pompöse Rolle! Wir können sie zusammen durchnehmen.“

Reinhold fühlte sich schwindeln. Er wollte den zweiten Akt beginnen, als Abele ihn bat, seiner noch schwachen Augen zu gedenken.

Annette ergriff begierig diesen Einwurf, und bestand darauf, daß Reinhold jetzt nicht weiter lesen solle. Sie forderte Abele auf, einen Spaziergang mit ihr zu machen, und ließ all deren Einwürfe nicht gelten. Sie zwang auf wirklich drollige Weise Abele, all ihre Haushaltsangelegenheiten ruhen zu lassen, sich umzukleiden und mit ihr fortzugehen. — Reinhold blieb zu Hause und machte sich in gehobener Stimmung an die Fortsetzung seines Trauerspiels.

In den nächsten Tagen gab es viel Besuch im Harms'schen Hause. Die Kunde von Reinhold's Genesung hatte sich in dem kleinen Orte schnell verbreitet, und es kamen viele Leute, die die glückliche Operation für ein halbes Wunder ansahen, theils aus bloßer Neugier, theils aus wirklichem Mitleid für den Sohn des alten Lootsenkommandeurs. Reinhold ärgerte sich im Stillen über die vielen Störungen, denn sein Trauerspiel, das so viel verheißende, nahm all sein Denken in Anspruch.

Unter den Besuchern befand sich auch Herr Drost, der würdige Pastor, den wir bereits am Morgen der Abreise Reinhold's kennen gelernt haben. Er drückte den Wunsch aus, Reinhold in einer für diesen wichtigen Angelegenheit ungestört zu sprechen, und als Reinhold um die Mittheilung bat, hob der alte Herr folgendermaßen an:

„Sie wissen, daß unser kleines Amt unter der Oberhoheit Hamburgs steht und daß ein hamburgischer Senator unsere Verwaltung leitet. Das Gesetz schreibt vor, daß der Amtmann seinen ständigen Aufenthalt hier bei uns zu nehmen hat, und das hat bis jetzt jeder Senator, der uns zu regieren hatte, streng eingehalten. Es hat sich indessen herausgestellt, daß die Erfüllung der Pflichten, die dem betreffenden Beamten der großen Stadt Hamburg gegenüber obliegen, durch seine fast immerwährende Abwesenheit von dort sehr beeinträchtigt wird. Man hat sich nun die Frage vorgelegt, ob darin nicht eine Aenderung vorgenommen werden könne, und ist dabei zu der Ueberzeugung gelangt, daß allerdings der Senator nominell die Oberverwaltung behalten müsse, daß derselbe indessen sehr wohl durch einen fest anzustellenden Beamten vertreten werden könne. Es würde sich nur darum handeln, eine Persönlichkeit zu finden, die vor allen Dingen mit den hiesigen Verhältnissen vertraut ist und eine gewisse Autorität bei unseren Einwohnern besitzt. Man hat sich an mich gewandt, ob ich eine passende Persönlichkeit zu bezeichnen wisse — und da habe ich an Sie gedacht. Sie haben genügende Kenntnisse, Ihr verstorbener Vater hat bei uns viel Ansehen genossen, Sie selbst haben sich durch Ihr unverschuldetes Unglück viele Sympathien erworben, die wahrlich dadurch nicht geringer geworden sind, daß die Gnade Gottes das Unglück von Ihnen genommen hat. — Bevor ich jedoch auf die Einzelheiten näher mit Ihnen eingehe, wozu ich offiziös den Auftrag habe, möchte ich Sie bitten, mir Ihre Meinung über meinen Vorschlag zu sagen.“

Der würdige Herr hielt inne. Reinhold hatte ihn mit steigender Aufmerksamkeit angehört. Nach kurzem Nachdenken sagte er:

„Herr Pastor, Sie waren der Freund meines Vaters, ich danke Ihnen, daß Sie auch der meinige sein wollen. Ihren Vorschlag aber kann ich nicht annehmen.“

„Und darf ich den Grund erfahren?“

„Ja, Herr Pastor, Sie sollen ihn wissen. Freilich, Jeder wird ihn nicht würdigen können. Nun denn, ich habe noch nicht lange genug gelebt, um meine Ideale schon verloren zu geben; ich hoffe noch, sie verwirklicht zu sehen. Und diese meine Ideale zeigen mir höhere Ziele, als — Bauernvoigt zu werden.“

Der Pastor blickte Reinhold scharf an, ob diese Sprache Ueberhebung sei oder ob sie wirklich aus berechtigtem Glauben an sich selbst entspringe. Er mußte wohl das Letztere annehmen, denn er erwiderte:

„Reinhold Harms, so habe ich einst auch gedacht, als man mir die hiesige Predigerstelle anbot. Ich glaubte, große Opfer an allen hohen Gefühlen, an all meinen weltstürmenden Ideen und Gedanken zu bringen. Ich nahm weinend Abschied von Allem, was mir Glück schien — und siehe da, ich habe Alles wiedergefunden. Ich habe gelernt, daß das Glück in der Beschränkung liegt. Ich habe gelernt, daß das, was heute ein weltbeglückendes Ideal zu sein scheint, morgen ein Wahn sein kann, und daß es eine bessere That ist, ein verlorenes Atom wieder zu gewinnen, als eine Welt aus den Fugen zu rütteln. Das allein beglückende Ideal liegt still im Menschenherzen.“

Reinhold erwiderte:

„Was Sie, ehrwürdiger Herr, mir sagen, ist schön, ist erhaben. Aber ich fühle kämpfende Gewalten in mir, die mich verhindern, es auch für wahr zu halten. Ihre Lehre ist beglückend, aber — unmöglich; das kann ich nicht in Worten ausdrücken — aber ich fühle es. — Um aber auf unsern speziellen Gegenstand zurückzukommen, hält es denn so schwer, eine andere passende Person für diesen Posten zu finden?“

„Ja, recht schwer. Ich habe Ihnen bereits ausinandergesetzt, warum gerade Sie mir so passend dafür erscheinen. Die Autorität, die man zugleich gerne hat, ist Alles bei unseren Bauern. Diese kann alle Streitigkeiten unter ihnen, die ein Anderer in Jahren nicht schlichtet, schon im Entstehen verhindern. Und darin liegt der Grund zu Ruhe und Wohlstand, also zum Glück in unserem kleinen Gewese.“

„Ich verstehe, ich soll der große Vermittler sein, wenn ein verlaufenes Huhn zwei habgierige Bauern zusammenbeht. Nein, Herr Pastor, — es mag ein Glück sein, was Sie mir bieten, ich kann nur wünschen, daß dieses Glück mir nie wünschenswerth erscheinen möge.“

Der alte Herr erhob sich.

„Ich verlange eigentlich heute noch gar keinen so bündigen Bescheid. Ich weiß nicht, ob Sie schon für die Zukunft Pläne gefaßt haben, und welche. Ziehen Sie meinen Vorschlag in Erwägung. Ich kann Ihnen einige Wochen Bedenkzeit geben und werde wieder vorfragen.“

Damit ging der würdige Pastor und nickte auf der Diele Abels so recht herzensfreundlich zu.

Reinhold erzählte seiner Frau den Antrag des Pastors sehr kurz, und als Jene es als ein großes Glück bezeichnete, wenn Reinhold die Stelle annehmen wolle, zuckte dieser in ziemlich verächtlicher Weise die Achseln.

Annette hatte die letzten Tage mit nicht besonders günstigem Erfolge versucht, sich die Langeweile zu vertreiben. Sie hatte so ziemlich mit der ganzen Nachbarschaft Bekanntschaft geschlossen und eine Anzahl junger Leute glaubte bestimmt, von Annetens Blicken ermuntert, sich Hoffnung auf die Gunst des schönen Mädchens machen zu dürfen. Auch unter den wenigen Badegästen hatte sie sich umgesehen, indessen Niemand gefunden, von dem sie sich Unterhaltung versprechen zu können glaubte. Wenn sie ihre jetzige Lebensweise mit den Ergänzungen des Hofes verglich, so bedurfte es der lebhaftesten Erinnerungen an die gestrigen Paragraphen ihres Kontraktes mit dem Herrn Geheimrath, um Annette vor eigenmächtigen Unternehmungen ihres ruhelosen Naturells zu bewahren.

Einige Unterhaltung gewährte ihr noch das Harms'sche Haus. Freilich hatte Reinhold in den letzten Tagen keine Muße gehabt, Anneten mit der Fortsetzung seines Trauerspiels bekannt zu machen. Besuche und Gegenbesuche hatten ihn in Anspruch genommen.

„Sie scheinen doch auch gar nicht so neugierig auf meinen zweiten und dritten Akt zu sein,“ sagte Reinhold einmal zu Anneten, „Sie mahnen mich wenig daran.“

„Aber, mein werther Herr, Sie waren ja gar nicht zu paden,“ entgegnete Annette, „nein, ernstlich, wann machen wir's zu Ende?“

„Wollen Sie, wenn gutes Wetter ist, morgen früh mit mir nach Kugelbaak spazieren und soll ich Ihnen dort im Angesicht der offenen See meine Geschichte zu Ende lesen und erzählen?“ fragte Reinhold.

„Morgen früh? Um welche Zeit?“

„Punkt sechs Uhr hole ich Sie ab.“

„Ein bißchen sehr früh zum Aufstehen. Gehst Du mit, liebe Abele?“

„Ich kann wirklich nicht, aber deshalb — —“

„Nun ja denn, — holen Sie mich ab, und wenn es mir gelungen ist, mich aus dem Schlafe zu reißen, gehe ich mit Ihnen.“

Am nächsten Morgen Schlag sechs Uhr war Reinhold bei Anneten, und bald darauf gingen sie der See zu. Es war schönes Wetter, nur ein wenig windig, und Annette hatte einen großen Mantel umgeworfen, so daß man außer dem allerliebsten Gesicht, das eben aus der Kapuze hervorlugte, von ihrer Gestalt nur die reizenden Formen sah, die der Mantel scharf hervortreten ließ.

Kugelbaal ist ein Schifferzeichen, das hundert Fuß vom Lande aus in die Elbe gebaut ist. Man geht von Cuxhaven dahin wohl eine kleine Stunde, und zwar immer den Deich entlang, dessen schon einmal Erwähnung geschehen ist. Reinhold und Annette gingen Arm in Arm über den Deich; es wehte aber ziemlich stark, und Annette schlug vor, unterhalb des Deiches an der Wasserseite zu gehen, da war's geschützter vor dem Winde. Der Deich war wohl zwanzig Fuß hoch und ziemlich steil. Reinhold mußte die schlanke Gestalt kräftig umfassen, um sie beim Herabsteigen vor dem Fallen zu bewahren.

Und als sie unten angekommen, ließ er noch eine Zeitlang seinen Arm lose um Annetens Taille ruhen. Diese unmittelbare Nähe des bestrickenden Wesens verwirrte die Gedanken des unerfahrenen Mannes und er konnte wenig sprechen. Annette dagegen verabschiedete jede Stille. Sie redete von Diefem und Jenem, von tausend Dingen, die kaum zu einander paßten, bald ernst vom Scherzhafsten und dann wieder scherzhaft vom Ernstesten. Dabei rötete der frische Morgenwind ihre Wangen, und ein leiser Schauer überlief Reinhold, wenn er in das reizende Antlitz sah.

So sagte Annette:

„Glauben Sie an übernatürliche, überirdische Wesen?“ Eben vorher noch hatte sie von einer alten Theatermutter eine Anekdote erzählt, und Reinhold sah ihr wieder einmal erstaunt in's Antlitz, als sie plötzlich diese Frage aufwarf.

„Ja, ich meine, ob Sie glauben, daß es Wesen gibt, die höher stehen als wir Menschen. Ob Sie glauben, daß im Wasser, im Feuer, in der Luft Geister leben, die wir für gewöhnlich nicht wahrnehmen können? — Aber, so starren Sie mich doch nicht so verwundert an! Das ist doch gerade eine nette Frage für einen Dichter. Also, glauben Sie an Geister?“

Reinhold sann einen Augenblick und sagte dann:

„Es wäre eine große Ueberhebung, wenn wir Menschen uns für die höchststehenden Geschöpfe halten wollten. Es wäre noch mehr als Ueberhebung, es wäre eine Lächerlichkeit, denn jeder Augenblick unseres Lebens zeigt unsere Unvollkommenheit und Schwäche.“

„Sie glauben also doch an das Dasein der Geister; nun, und ich bin überzeugt davon!“

„Wie das?“ fragte Reinhold betroffen.

„Weil ich selbst einen Geist gesehen habe!“

Reinhold erwartete einen neuen Scherz und blickte Anneten lächelnd in's Antlitz; er sah aber zwei träumerisch ernst über die See schweifende Augen. Das Mädchen wartete gar nicht erst auf eine weitere Frage, sondern erzählte das Folgende in einem weichen, rührenden Tone, den Reinhold bis jetzt noch nicht von ihr vernommen hatte.

„In K. ist ein See, tief, klar und breit, der Stolz und die Priebe der Stadt. Wir fuhren täglich darauf spazieren. So auch an einem himmlisch schönen Sommervormittage vor nun drei Jahren. Zwei Kollegen von mir und der Bootsmann. — Wie ich nun so träumend in die Flut blicke, da bemerke ich, wie sich dicht unter der Oberfläche des Wassers etwas regt. Ich meinte, es sei ein Fisch. Aber wie ich genauer beobachte, da sehe ich einen rudernden Arm. Ich heuge mich über den Bord des Bootes, bei Gott, da starrt mir ein weinendes Antlitz entgegen. Es war ein Weibergezicht, so voll von rührendster Schmerz, daß mich ein ganz unennbares Weh überfiel. Ich beugte mich weiter hinüber; da sah ich ein Winken, ein Mahnen, ein lautes Rufen aus den schimmernden Augen. Willenlos neigte ich mich immer tiefer über den Rand des Bootes; ein weißer Arm streckte sich aus nach mir, fast berührt mein Haar schon die Flut. — da packt Kollege Mütterli kräftig meinen Arm: „Sie fallen ja über Bord, Annette!“

Diese Geschichte hatte Annette in halb bewußtem Theateresset, halb in unbewußter Naivität vorgetragen. Reinhold schwieg und grubelte. Annette sagte:

„Als ich damals meinen Kollegen die Geschichte erzählte, haben sie mich ausgelacht. Sie glauben's wohl auch nicht?“

„Ja, Annette, ich glaube an diese Geschichte. Ich denke eben, daß jenes Meeresweib eine Schwester gewesen ist, die Sie hinabkommen hieß, um mit ihr im Verein arme Menschenkinder in die Flut hinunter zu locken.“

„Ah, danke für diese Schmeichelei! Sehe ich denn aus wie ein lockendes Meerweib?“

Und als sie bei diesen Worten Reinhold ansah, da blickte aus den dunklen Augen ein so herausfordernd verführerischer Reiz, daß Reinhold erstarrt einen Schritt zurückwich und willenlos die Arme nach ihr ausbreitete. — Annette lächelte und sagte:

„Aber warum lassen Sie mich denn los? Ich gleite aus in dem feuchten Gras.“

Reinhold reichte ihr wieder den Arm und sie gingen weiter. Reinhold's Geist war wie von einem Zauber angeregt und seine Phantasie erhißt. Es waren ungeordnete, regellose Gedanken, die er äußerte; er vermischte Märchen und Wahrheit, Traum und Leben, Wahrscheinliches und Unmögliches mit einander, aber es lag ein anziehender Reiz in seinen kühnen Kombinationen, und jetzt lauschte Annette seinen Worten.

„Ich habe den Löwen in ihm aufgeweckt,“ dachte sie bei sich, laut aber sagte sie:

„Sie sind ein interessanter Mann.“

So waren sie an den Steindamm gekommen, der, in

die See hinausgebaut, die Baake mit dem festen Lande verbindet. Der Damm ist mehrere Fuß breit und zwei Personen können ihn bequem nebeneinander passiren, wenn sie einander anfassen. Die Baake selbst ist ein einfaches schwarzes Brettergerüst, auf einem breiten runden Steinrunde ruhend, der bequem Platz für mindestens zehn Personen hat. Es sind hier auch mehrere Bänke angebracht für Gäste, die in ungestörter Ruhe sich am Leben des Meeres erfreuen wollen. Ringsumher, so weit der Blick reicht, nichts als weiße Schaumspitzen für das Auge, nichts als die ewige Melodie der rauschenden Wogen für das Ohr.

Reinhold und Annette setzten sich auf eine Bank, die nahe am Rande des steinernen Unterbaues stand. Hier wollte Reinhold seine Dichtung vorlesen, aber er fühlte sich in diesem Augenblick außer Stande dazu. Er sagte: „Ich soll Ihnen jetzt mein Drama vorlesen, aber ich werde es nicht können. Das brandende Meer überwältigt mich. Diese grandiose Sprache übertönt alle menschlichen Worte.“

Annette entgegnete ihm nichts, und Beide saßen eine Weile nebeneinander, regungslos in's Wasser starrend. Plötzlich sprang das Mädchen empor. Sie beugte sich über den Rand des Gesteins und rief fast schreiend, den Arm weit verstreut:

„Da, da! Da ist wieder das Gesicht!“

Reinhold umfaßte die zitternde Gestalt und riß sie zurück. Sie wendete sich zu ihm und legte wie hülfesuchend leise das Gesicht an seine Brust. Reinhold preßte sie wild an sich und zog sie auf die Bank nieder. Dann bedeckte er ihren schreckensbleichen Mund mit glühenden Küffen. Sie erwiderte seine Küsse nicht, sie wehrte sie nicht ab. Endlich aber schien neues Leben in sie zurückzukehren; sie riß sich los von Reinhold und rief:

„Aber, was fällt Ihnen denn ein?“ Sie trat einige Schritte zurück von ihm.

Reinhold sagte halb zu ihr, halb vor sich selber hin: „Jetzt habe ich angefangen zu leben, so schnell kann ich nicht wieder sterben!“ und eilte von Neuem auf das schöne Weib zu. Sie konnte ihm hier unmöglich entweichen, und er umschlang sie wieder und immer wieder. Der erste Kuß auf diese schwellenden Lippen hatte eine Glut in Reinhold's Sinnen entfacht, eine Glut, die durch die Versuche Annetens, sie zurückzuhalten, nur um so mehr emporloderte.

Endlich eilte sie den Steindamm entlang wieder dem Lande zu. Reinhold folgte ihr. Einen Augenblick faßte ihn ein Gedanke, als wäre er im Begriff, sich in ein ungeheures Elend zu stürzen; noch konnte der Gedanke ihn retten, wenn er ihn festhielt, aber — „Himweg mit Gedanken!“ rief er und eilte Anneten nach.

Sie erreichten Beide zu gleicher Zeit den Deich und traten den Heimweg an. Annette war dieselbe Annette von vorher, aber Reinhold war ein Anderer geworden.

„Wenn wir so schnell gehen, kommen wir zu früh nach Hause,“ hatte Annette gesagt und war wie ein schnelles Reh davongelaufen. Sie eilte zu den kleinen Wassergräben, die die Flut auf der kleinen Strecke Landes zwischen dem Meere und dem Deiche eingerissen, und spielte mit den kleinen Muscheln und Krebsen, die sich darin angesammelt hatten. Die Sonne war hervorgetreten und hatte Anneten genöthigt, ihren Mantel abzunehmen. So glückte sie in ihrem leichten, hellen Gewande einer spielenden Meerergöttin. Reinhold ging immer hinter ihr her und verfolgte jede ihrer verführerischen Bewegungen mit Staunen und verhaltenem Entzücken.

Bei der letzten Biegung des Deiches hielt Annette an und wartete, bis Reinhold sie eingeholt hatte. Dieser sah sich nach allen Seiten um; er wollte die Verführerische noch einmal umarmen. Es kam indeß ein Hirte in Sicht, und Annette eilte vorwärts.

Als die Beiden nach Hause kamen, fanden sie Adele in der Küche beschäftigt. Annette ging zu ihr, Reinhold blieb im Zimmer. Adels erste Frage war, wie Anneten das Werk Reinhold's gefalle; ob sie bestimmt glaube, daß es aufgeführt werden könne.

„Natürlich, gewiß — es ist sehr schön, sehr schön! Es wird Furore machen! — Was kochst Du denn da?“

„Karpfengemüse. Bleibe bei uns heute Mittag, ja, willst Du?“

Annette lehnte dankend ab. Sie wollte lieber heute Abend wiederkommen. In Wirklichkeit verlangte es sie nach anderer Umgebung. Sie konnte nicht länger als einige Stunden nacheinander in derselben Gesellschaft bleiben.

Bei Tische sagte Adele zu Reinhold:

„Hat denn Annette sich eingehender über Dein Stück geäußert?“

„Ich habe nichts lesen können — der starke Wind und das Rauschen des Wassers —“ erwiderte Reinhold und wandte sich zur Seite. Adele blickte betroffen auf den Gatten. Beide schwiegen eine Zeitlang. Dann begann Reinhold von gleichgültigen Dingen zu reden. — Gleich nach Tische verschloß sich Reinhold in seinem Zimmer; er wollte arbeiten, wie er sagte. Adele sah eine ziemlich lange Zeit starr vor sich nieder, dann ging sie, immer tief in Gedanken versunken, an die Fortsetzung ihrer täglichen Arbeit.

Während der Dämmerung kam Annette wieder. Sie war heiterer und aufgeräumter denn je. Nachdem Licht angezündet, forderte sie Reinhold auf, jetzt doch endlich einmal sein Trauerspiel zu Ende zu lesen. Daß sie heute Morgen zu Adele gesagt, Reinhold hätte es ihr bereits vorgelesen, schien sie schon wieder vergessen zu haben.

Reinhold holte das Manuskript, und Adele setzte sich in eine halbdunkle Ecke. Sie fühlte sich so angegriffen, daß der helle Lichtschein ihren Augen wehe that. — Reinhold setzte sich Anneten gegenüber und las, und während des Lesens ward es ihm, als ob alle Personen seines Trauerspiels nur zu Anneten redeten. Die Liebesworte, die der Held seines Dramas zur Geliebten sprach, und das waren nicht wenige, richtete Reinhold wie unbewußt an Annette, auf deren reizendem Antlitz währenddessen ein verständnißvolles, selbstbewußtes Lächeln schwebte. Es schmeichelte dem Mädchen, auch einmal auf diese Weise verehrt zu werden. Das war ihr neu, und alles Neue hatte einen besondern Reiz für Annette. — Adele aber hörte die Stimme ihres Gatten und sah das Lächeln auf Annetens Gesicht und fühlte den leisen, erschreckenden Flügel Schlag des nahenden Elendes.

Als Reinhold das Stück, so weit es fertig war, zu Ende gelesen und den Plan des Schlusses vorgetragen hatte, war Annette außer sich vor Entzücken. Das war grandios, erhaben! Sie verlangte das Manuskript der drei fertigen Akte mit nach Hause zu nehmen, um sofort das Studium zu beginnen. Reinhold mußte sie aber dabei unterstützen. Er mußte ihr seine Intentionen ganz speziell über jede Szene auseinanderlegen.

Reinhold sagte Alles zu. Er gab Anneten auch das Manuskript mit. Er hatte ihr wahrscheinlich Alles, was er besaß, mitgegeben, wenn sie es in diesem Augenblick verlangt hätte.

Als Reinhold mit der angezündeten Laterne hereinkam, um Annette nach Hause zu begleiten, sagte Adele, sie möchte noch ein wenig mitgehen.

„Jetzt noch, so spät?“ fragte der enttäuschte Reinhold. „Ich bin den ganzen Tag noch nicht in der Luft gewesen; ich gehe gerne noch ein wenig.“

Dem ließ sich nicht widersprechen. Die Drei gingen ziemlich einsylbig nach Annetens Wohnung, und die beiden Gatten schweigend nach der ihrigen zurück.

Sie gingen zur Ruhe. Aber viele Stunden floss der Schlaf ihr Lager, auf dem sie sich unruhig wälzten. Sie seufzten leise, aber Keines fragte das Andere: was fehlt dir? Reinhold schwelgte in seinen Jugendträumen. Er sah, wie das schöne Weib ihn die Stufen zum Tempel des Ruhmes hinauführte; er sah sich umgeben von Liebe, Ehre und allen verlockenden Lebensfreuden. So schlief er endlich ein, und der gütige Engel des Traumes ließ ihn das genießen, was unser Freund so heiß ersehnte und was ihm in Wirklichkeit doch so fern war.

Adele aber schlief nicht ein. Furcht und Zweifel nagten an dem gequälten Herzen des armen Weibes. Sie fürchtete etwas, das sie kaum zu denken wagte; und dann zweifelte sie wieder an ihrer eigenen Furcht und versuchte, ihre Wahrnehmungen Lügen zu strafen. Sie sah das schöne, verführerische Mädchen und daneben ihre eigene bleiche Gestalt, und die quälende Angst verjagte den tröstenden Glauben an die Harmlosigkeit ihrer Wahrnehmungen.

(Schluß folgt.)

Schwerin und seine Umgebung.

(Bild S. 568.)

Schwerin, die Residenzstadt des Großherzogs von Mecklenburg, ist wohl unbestritten eine der schönsten Stätten Deutschlands. An den Ufern eines großen malerischen Sees gelegen und viele liebliche und idyllische Ausflugsorte in ihrer nächsten Umgebung mit üppigen Laubwaldungen, herrlichen Parkanlagen und bunten Tristen, Szenerien der reizvollsten Landschaftsbilder bietend, war die Stadt schon längst der Zielpunkt vieler Reisenden und Touristen.

Aber auch Wissenschaft, Poesie und Kunst haben ihren Platz in Schwerin, wie der Name des Hofbauraths Demmler, des Erbauers des an den Prachtbau von Chambord erinnernden Residenzschlosses, des stolzen und schönsten Fürstenschlosses im ganzen deutschen Reich, und anderer monumentaler Kunstbauten, ferner die Namen von Künstlern, Musikern, Schriftstellern, wie Hobein, Brunier, Rüden, Suhrland, Schöple u. beweisen.

Das großherzogliche Residenzschloß ist nicht nur wegen seiner Dimensionen zu den bedeutendsten Deutschlands zu zählen, es verbindet auch mit großem Reichthum forrechter Formen den zauber harmonischer Schönheit. Das Schloß ist auf einer von der Natur gebildeten kleinen Insel in einer Ausbuchtung des großen Schweriner Sees gelegen. Diese Ausbuchtung des Sees ist von den fruchtbaren, mit seltenen Reizen verschwenderisch ausgestatteten Ufern eingeschlossen. Nach allen Seiten hin findet das Auge schöne und immer schönere Formen und Verhältnisse, sei es in den sanft sich neigenden Wellenlinien der fernen Hügel, sei es in den näheren fernigen Massen der malerischen Laubholzgruppen, sei es in den blauen Wellen des lieblichen Sees, sei es endlich in den mit bewundernswerther Kunst angelegten Partien des Burggartens auf der Schlossinsel.

Dieser Burggarten mit seinen gigantischen, von den Wellen bespülten Felsengrotten, mit seinem üppigen Gebüsch, seinem sammetähnlichen Rasen, seinem reichen Blumenstreu, seinen Statuen und Fontänen ist der Grund und Boden, auf dem sich der Bau des Schlosses erhebt, ja, aus welchem es mit seinen hohen, steilen Wänden, seinen spitzen, goldgekrönten Dächern, seinen vielen Thürmen und Kuppeln wie durch einen Zauber hervorgewachsen zu sein scheint. Von allen Seiten zeigt dieses Musterwerk der Baukunst sowohl in seinen großen Verhältnissen wie in seinen Details eine Vollendung, eine Abrundung und Harmonie, wie sie sehr selten erreicht wurden.

Der dem Werke zu Grunde gelegte Renaissancestil ist mit dichterischer Phantasie ausgebeutet worden und sind die unzähligen Mannigfaltigkeiten der Formen mit echt künstlerischem Gefühl zu



Sonntags am Rhein.

es Sonntags in der Morgenstund',
Wie wandert sich's so schön
Am Rhein, wenn rings in weiter Rund'
Die Morgenglocken gehn.

Ein Schifflein zieht auf blauer Flut,
Da singt's und jubelt's drein;
Du Schifflein, gehst, das fährt sich gut
In all' die Luft hinein?

Vom Dorfe hallet Orgelton,
Es tönt ein frommes Lied,
Andächtig dort die Prozession
Aus der Kapelle zieht.

Und ernst in all' die Herrlichkeit
Die Burg herniederschaut,
Und spricht von alter guter Zeit,
Die auf den Fels gebaut.

Das Alles heut der prächt'ge Rhein
An seinem Nebenstrand,
Und spiegelt recht im hellsten Schein
Das ganze Vaterland.

Das fromme, treue Vaterland
In seiner vollen Pracht,
Mit Lust und Liedern allerhand
Vom lieben Gott l. dacht.

Robert Reinick.

einem harmonischen Ganzen verschmolzen. In allen Theilen, am Meistern wie im Innern gewahrt das Auge Schmuck und Reichtum, und doch nirgends Ueberladung. Wenn hiernach das Schloß mit Recht als eine Fundgrube, als ein Vorbild für schaffende Architekten zu bezeichnen ist, so kann es in Betreff der Zweckmäßigkeit, welche bei Anlage und Verteilung der inneren Räumlichkeiten überall beobachtet wurde, nicht minder zum Muster dienen. Dem Geschichtsforscher bietet es durch seine zahllosen Skulpturen und Malereien einen vollständigen Ueberblick über die medienburgische Geschichte von frühester Zeit bis jetzt dar; dem Freunde romantischer Dichtung gewährt es durch Steinbilder und Gemälde verkörperte Sagen des Mittelalters, einem Jeden aber, der ein offenes Auge für echte Kunst und den Sinn für ihre großartigen Schöpfungen hat, die höchste Befriedigung.

Das Schloß zu Schwerin wurde nach dem Plane des Hofbaumeisters Demmler und unter dessen Oberleitung vom Jahr 1844 bis zum Jahr 1851, von da ab unter der Oberleitung des Geheimen Oberbaumeisters Stiller erbaut und 1857 beendet. — Für jedes Fach waren die ersten Künstler und besten Arbeiter von weit und breit dem Werke zugewandt, und da darf es denn freilich nicht Wunder nehmen, daß das Vorzüglichste geleistet wurde, was in unserer Zeit die schöne Baukunst geschaffen hat.

Unser Bild hier ist aus dem fein und elegant ausgestatteten illustrierten Prachtwerk: „Schwerin und seine Umgebungen“, Text von H. Lentz (Verlag G. Herberger), entnommen. Es stellt einen Blick auf den Burgsee und den alten Garten in Schwerin dar, im Vordergrund rechts einen Theil des Schloßes und die Schloßbrücke, im Mittelgrunde das großherzogliche Hoftheater und links das Kriegerdenkmal und das Regierungsgebäude zeigend, nach einem Gemälde von Theodor Martens in Holz geschnitten.

Ein Zutrinken.

(Bild G. 500.)

Das Zutrinken bei den verschiedenen Nationen hat stets einen Charakter, der dem Wesen des Volkes entspricht. Der Deutsche hebt das Glas und sagt: „Zum Wohl!“, dann trinkt er jedoch sein Glas bis zum Boden aus. Das ist einfach, leicht, kräftig und besonders fördert es die Vertilgung des Getränkes. Der Franzose nippt nur an dem Glase und macht eine Verbeugung. Es ist ihm nur eine leichte Höflichkeitssprache. Der Engländer hält gern beim Zutrinken eine kleine parlamentarische Rede. Der Spanier trinkt gar nicht zu in unserem deutschen Sinne — denn das Volk trinkt aus leichtsam gestalteten Flaschen mit langem, schlauchähnlichem Halse. Der Italiener endlich hebt sein Glas und singt einige Strophen mit einem Ausdruck, als sollte es gelten, Steine zu beleben.

Unser Bild führt uns ein süditalienisches Zutrinken vor. An einem dürftig italienisch bestellten Mittagstisch sitzt die junge, dunkeläugige Dame und spielt mit einigen getrockneten Mandeln, ihr Vis-à-vis erhebt sich da plötzlich, stellt sich unter die gewaltige Rebe an der Säule der Laube, hebt sein Glas, trinkt einen Schluck von dem feurigen, tintenartigen Wein und zetert dann los mit klarer und reiner Stimme. Natürlich sind seine Gefühle für die junge Dame, welcher das Zutrinken gilt, sehr warm und Bewegungen und Ausdruck demnach höchst leidenschaftlich. Man hört die Zutrinken sicher in der ganzen Nachbarschaft, was aber, da Alles hier schreit, nichts zu beklagen hat. Originell und national ist unser Bild, das von echt süditalienischer Sonne durchglüht scheint.

Was ist ein Gentleman?

Es kommt noch heutzutage häufig vor, daß man über die Bedeutung dieses Wortes im Unklaren ist. Das Wort Gentleman läßt sich durch keinen deutschen Ausdruck ganz wiedergeben, wie so viele Bezeichnungen von Dingen und Eigenschaften, die nur bei einer bestimmten Nation vorkommen. Wollte man in unserer Sprache ein Wort dafür finden, so würde, obwohl dem formellen Gebrauch als Titel nicht entsprechend und den Sinn nicht ganz erschöpfend, in manchen Fällen vielleicht Ehrenmann ausreichen. Die Engländer erklären den Titel Gentleman noch folgendermaßen: „Wenn wir jemand Gentleman nennen, so wollen wir damit keinen gehässigen Unterschied zwischen Hoch und Niedrig, zwischen Rang und Dienstbarkeit, zwischen Reichtum und Armuth machen. Rein, die Unterscheidung ist durchaus keine geistige. Wer offen, treu und redlich, wer von menschenfreundlichem, leutseligem Benehmen, wer ebenso ehrenhaft in seiner Handlungsweise wie in seinem Urtheil über Andere ist, und keines Geflechtes bedarf außer seinem gegebenen Wort, um ein Versprechen zu erfüllen, der ist ein Gentleman und wenn er auch hinter der Pflugkar ginge.“

Ein schönes Gesicht.

Novelle nach englischem Motiv frei bearbeitet

von Max von Weizsäcker.

(Fortsetzung.)

Der Südbhof, das Haus, welches der neuentablierte Arzt gemiethet hatte, war eine aus rothen Ziegeln erbaute Villa mit hohen, gewölbten Fenstern und mehreren Ausgängen.

Ein Straßenübergangs-Histörchen.

Originalzeichnungen von W. Butters.



Badisch für sich: „Du lieber Himmel, wie soll ich durch diesen furchtbaren Morast gelangen!“



Ein Bürger, der ihre Noth sieht: „So, mein Dämchen, geht's am besten.“



Badisch entrüthet: „Aber Sie unverschämter Mensch, wie können Sie sich so etwas erlauben!“



Bürger, indem er sie wieder an die alte Stelle zurückbringt: „Nun, denn nicht.“

„Ist Doktor West zu Hause?“ fragte Emma mit leiser Stimme.

„Ja, gnädige Frau, gewiß, bitte hier herüber zu kommen,“ und sie geleitete die junge Frau in das Wohnzimmer.

„Ich möchte den Herrn Doktor allein und in einer Privatangelegenheit sprechen, ist er beschäftigt?“

„Es warten mehrere Patienten im Vorzimmer, deshalb habe ich gnädige Frau hier herein geführt, ich dachte, es werde Ihnen lieber sein.“

„Ja — Sie werden so freundlich sein, ihm zu sagen, daß ich ihn zu sprechen wünsche, sobald er frei ist!“

Müde sank sie auf den ersten Stuhl, kaum aber hatte die Dienerin das Gemach verlassen, als sie aufsprang und mit ruhlosen Schritten das Gemach durchmaß.

„Welchen Namen soll ich melden?“ fragte die Haushälterin, abermals den Kopf zur Thüre herein stehend.

Emma zögerte einen Augenblick.

„Gar keinen Namen, sagen Sie nur: eine Dame!“

„Zu Befehl, gnädige Frau!“

Eine halbe Stunde verging, aber Niemand ließ sich blicken, Emma's Ungebuld steigerte sich von Minute zu Minute, ja sie trat mehrmals an den Glockenzug, als wolle sie läuten, besann sich dann aber doch immer wieder anders und wartete.

Endlich, gerade als der Zeiger der kleinen Uhr auf dem Kaminsims die zweite Stunde anzeigte, ging die Thüre auf, Emma wandte sich hastig um und wich unwillkürlich zurück, nicht die Haushälterin, sondern der Doktor selbst stand vor ihr.

„Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich Sie so lange warten ließ, meine Gnädigste,“ sprach er mit klangvoller Stimme, „aber ein Arzt ist nicht freier Herr seiner Zeit. Womit kann ich Ihnen dienen?“

Er blickte sie scharf an, diese reichgekleidete, vornehme Dame, und hätte gerne ergründet, ob das von einem kostbaren Epheuschleier verhüllte Antlitz wohl schön sei oder nicht.

Doktor West war hinreichender Frauenkenner, um sich zu sagen, daß er es hier offenbar mit einer Dame zu thun habe, er sah auch, daß sie sich in peinlicher Aufregung befand, doch das kam bei weiblichen Patienten so häufig vor, daß dieser Umstand den Doktor nicht absonderlich befremdete.

„Womit kann ich dienen?“ wiederholte er zum zweiten Mal, „ich stehe ganz zu Ihren Diensten!“

„Sie haben ein Konsultationszimmer,“ bemerkte Emma mit selbstveränderter Stimme. „Ist es abgesonderter als dieses?“

„Allerdings; sollen wir uns dorthin begeben?“

„Wenn ich bitten darf!“

Er verneigte sich, öffnete die Thüre und ließ sie an sich vorbeistreichen, dann eilte er, den Wegweisend, voran.

An der Thüre des Studierzimmers angelangt, blieb er stehen und fragte höflich:

„Habe ich nicht die Ehre, mit Frau von Gascoigne zu sprechen?“

Schweigend neigte sie das Haupt.

„Ich hoffe, Sie bedürfen keines ärztlichen Rathes,“ fuhr er fort, sie in das kleine Gemach geleitend, dessen Wände mit hohen Bücherregalen bedeckt waren. Ein Tisch und einige Stühle bildeten außer diesen die einzige Möblirung des Stübchens.

Schweigend stand Emma eine Weile in der Mitte des Gemaches.

„Sind wir hier vor Unterbrechung gesichert?“ fragte sie endlich.

„Ja!“

„Sperren Sie die Thüre ab.“

Im Stillen verwundert, folgte Doktor West dem Geheiß, dann stellte er sich ebenfalls schweigend ihr gegenüber. Langsam schlug sie den Schleier zurück und starrte ihn an. Er stieß einen heiseren Schrei aus, tiefes Schweigen folgte der momentanen Ueberraschung.

„Sie erkennen mich?“ sprach sie endlich mühsam.

„Ja!“

„Sie waren unvorbereitet, Sie wußten nicht, wer Ihnen entgegentreten werde?“

„Nein!“

Abermals entstand eine Pause.

„Was tust Du hier?“ forschte Doktor West, mit fast kaskadischem Tonfall, „nach Deiner Kleidung zu urtheilen, scheint Du in angenehmen Verhältnissen zu leben.“

„Ich bin Karl Gascogne's Gattin,“ sprach sie mit bebenden Lippen.

Einen Augenblick starrte er sie vollständig überrascht fassungslos an, dann lachte er laut und roh auf.

„Still,“ flüchte sie angstvoll, „man könnte Sie hören, aus Barmherzigkeit schweigen Sie!“

„Ich konnte nicht umhin, zu lachen; was wird der stolze Schlossherr sagen, wenn er erfährt, wen er geheiratet hat?“

Sie schluchzte laut auf, und unfähig, sich länger auf den Füßen zu halten, sank sie zitternd auf den Stuhl.

Mit einem Funken von Mitleid blickte Doktor West zu ihr nieder.

„Darf ich fragen, ob Du Gascogne von der Thatsache in Kenntniß gesetzt, daß Du schon vormals verheiratet und nicht geschieden bist?“

„Nein — meine Schwester hielt es für klüger, zu schweigen; die Umstände meiner ersten Vermählung waren so —“

„So wenig erfreulich,“ vollendete er anstatt ihrer den Satz, „Du hast Recht, und da Du keinen positiven Beweis von dem Tode Deines ersten Mannes in Händen hattest — so war es vielleicht auch das Klügste!“

„Keinen tatsächlichen Beweis!“ rief sie entrüstet; „Sie sagten mir, Sie schiffen sich auf dem Dampfer „Stadt Paris“ ein, und als die Nachricht einlief, derselbe habe Schiffbruch gelitten, stand Ihr Name in der Liste der Todten. Wie hätte ich ahnen sollen, daß Sie entkommen sind?“

„Ich bin gar nicht am Bord der „Stadt Paris“ abgeseigelt,“ sprach er mit Ruhe, „ich hatte niemals die Absicht, es zu thun; erachtetest Du es für nöthig, Erkundigungen einzuziehen?“

Sie schüttelte verneinend das Haupt.

„Ich vermüthe, das Entzücken, Dich vermittelt zu wissen, ließ Dich jeder Vorsicht vergessen; weßhalb hast Du Deinen Mädchennamen angenommen, oder richtiger gesagt, den Namen, unter welchem man Dich kannte, anstatt Dich Frau West zu nennen?“

„Ich wollte vergessen! Hatten Sie mir etwa angenehme Erinnerungen zurückgelassen? Konnte ich mit Freunden der wenigen Wochen gedenken, welche wir zusammen verlebt hatten? Nein — wahrlich nicht!“

„Wir harmonirten allerdings nicht wie die Turteltauben,“ stimmte er mit spöttischem Lächeln bei. „Uebrigens war es natürlich, daß Du dachtest, als Wittve werde es Dir weniger leicht gelingen, einen zweiten Mann zu finden, denn als Mädchen. Uebrigens bist Du darin im Unrechte gewesen, ma belle enfant, Wittwen haben stets weit mehr Chance; Deine zweite Wahl ist ja übrigens eine sehr glückliche gewesen. Bei Gott,“ rief er plötzlich erregt, „Du also bist es gewesen, welche heirathete — als ich vor vier Jahren zum ersten Mal in Blasir gewesen bin, um von Sandy die Praxis zu kaufen; wenn ich es nur geahnt hätte! Welches Aufsehen würden wir nicht wahrgenommen haben, wenn ich damals plötzlich in die Kirche getreten und die Einsegnung verhindert hätte! Nun, es würde jedenfalls den jetzigen peinlichen Konflikt beseitigt haben!“

Schluchzen war ihre einzige Entgegnung. Jedes Wort, das er sprach, schnitt ihr tief in die Seele, weil es ihr die Hoffnung benahm, daß es ihr gelingen könne, diesen Mann zum Schweigen zu bewegen.

„Ich wußte nicht, daß Sie leben,“ stöhnte sie endlich. „Wie hätte ich es auch ahnen sollen? Und als zufällig damals, vor vier Jahren eine Stimme an mein Ohr schlug, die gleich der Ihren klang — hielt ich dieß doch für eine Täuschung, — überdieß wäre es damals zu spät gewesen, eine Scheidung in's Werk zu setzen.“

„Es wäre nicht zu spät gewesen, wenn Du von allem Anfang an ehrlich gewesen wärest,“ entgegnete er sarkastisch. „Wenn Du Gascogne anvertraut hättest, daß Du verheiratet gewesen, Dich aber für eine Wittve hieltst — so hätte er vermuthlich Erkundigungen eingezogen, welche meine Existenz an's Licht gebracht haben würden, und dann — hätte sich eine Scheidung einleiten lassen!“

„Wollte Gott, ich hätte es gethan!“ schluchzte die junge Frau in unaufhaltsamem Schmerz.

„Wozu Dich jetzt betrüben? Es nützt nichts; füge Dich in das Unvermeidliche. Natürlich wird le cher mari Wuth schrauben — aber que voulez vous? Du hast Sturm gefaßt — und mußt nun die Folgen ernten, und so lebhaft ich bedaure — eine so schöne Frau zu betrüben, so kann ich doch Herrn von Gascogne nicht länger im Ungewissen lassen von der Thatsache, daß —“

„Still, still — aus Barmherzigkeit, ich kann Ihre Worte nicht ertragen!“

„Sie haben jetzt so viele Jahre in Reichtum und Behagen gelebt, meine Dame, daß — der Gedanke, Ihr schönes Heim aufgeben zu sollen, Ihnen natürlich peinlich erscheinen muß — doch so innig Herr von Gascogne Sie auch lieben mag, möchte ich doch bezweifeln, daß er Sie ferner in seinem Hause dulden wird, wenn er erfährt, wie Sie ihn getäuscht haben!“

„Sie sind grausam!“ rief Emma in hervorbrechender

Leidenschaft, „ich bin nicht hieher gekommen, um mich in unnützes Wortgefecht mit Ihnen einzulassen, ich kam — weil ich hoffte, Sie würden hinreichendes Mitleid mit mir empfinden, um zu schweigen. Ich habe ein schweres Unrecht begangen, ich weiß es, indem ich unsere Ehe verheimlichte, aber der Tadel für das Unrecht, welches ich begangen, fällt auf Sie zurück. Wie hätte ich ahnen sollen, daß Sie jemals wieder meinen Pfad kreuzen würden — ich dachte, Sie seien todt; drei Jahre lang hatte ich nichts von Ihnen vernommen! Woher hätte ich wissen sollen, daß Sie nicht gestorben sind?“

„Und da Sie dieß lebhaft ersehnten, so glaubten Sie es auch,“ entgegnete der Arzt ruhig. „Seit drei Jahren also — weißt Du als Herrin in Montland!“ rief er, das Du scharf betonend, „Du magst es dem dichten Schleier, welchen Du getragen, danken, daß ich Dich nicht bei den athletischen Spielen erkannte. Ich ahnte wohl nicht, daß die schöne Frau von Gascogne, von welcher ich schon so viel vernommen, eine so alte Bekannte sei! Du hast mich doch eigentlich schlecht behandelt, indem Du mir keinen Hochzeitskuchen gesandt,“ höhnte er.

„Still — wagen Sie es nicht, mich zu verspotten — Sie, der Sie die Ursache meines ganzen Elends sind, Sie, der Sie mich grausam betrogen und verrathen! Würde man Sie für schuldlos halten, wenn Alles an die Dessenlichkeit bringen sollte, was meinen Sie?“

„Vielleicht nicht! Aber liebe und schöne Emma — Du mußt eben wissen, daß die öffentliche Meinung mir vollkommen gleichgültig ist!“

„Dürlen Sie mich nicht!“

„Bedauere, ma chère, ich möchte Dich nur vorbereiten für die unausweichlichen Folgen Deiner Handlungsweise; hast Du wohl überlegt, wie entsetzt Herr von Gascogne sein wird? Es wird ihn tödten! Und das Kind, Dein Sohn —“

„Erbarmen!“ hauchte die Unglückliche. Sie wußte nur zu gut, daß er das Recht auf seiner Seite habe, weil keine Scheidung erfolgt war; sie sank in die Kniee und hob die Arme flehend zu ihm empor. „O Gott im Himmel — Sie tödten mich!“

Sie hauchte die Worte so leise, als entschlüpfen dieselben den Lippen einer Sterbenden, und der Arzt sah, daß es ihr an Kraft gebrach. Kalt richtete er sich empor und geleitete sie zu einem Sitz; todtentleib stützte sie das Haupt an die Lehne des Stuhles.

Doktor West war zu erfahren, um über die plötzliche Blässe ihrer Züge zu erschrecken, er brachte eine Phiole herbei und beneigte ihre Schläfe — das Haar zurückstreichend, richtete sie sich fast unmittelbar darauf empor.

„Wenn Sie barmherzig wären,“ stöhnte sie, „so würden Sie mir etwas geben, um meinem elenden Dasein ein Ende zu machen!“

„Das ist Thorheit! Ich ahnte nicht, daß Sie es so tief empfinden würden. Lassen Sie uns überlegen, was sich thun läßt.“

Sie blickte empor; ein Funken von Hoffnung wurde mit einem Male in ihrer Seele wach; sie bot ihm die Hand.

„O, Gott segne Sie für diese Worte! Wollen Sie Mitleid üben? Wissen Sie, wie qualvoll mein Leben gewesen, seit ich wußte, daß Sie hier seien, nein, seit ich überhaupt wieder verheiratet bin! Selbst wenn ich am glücklichsten schien, nagte die Angst an meinem Herzen; Roland,“ und das schöne Weib sank vor ihm in die Kniee, „wenn Sie mich jemals geliebt haben, — so verrathen Sie mich nicht. Er hat Ihnen ja niemals etwas zuleide gethan und er ist es, der am meisten leiden würde!“

„Aber —“

„Ich will Alles tragen, um ihn zu schonen, o Roland, was soll ich sagen, um Sie zum Mitleid zu bewegen? Wollen Sie schweigen? O antworten Sie! Diese Ungewißheit tödtet mich!“

„Beruhigen Sie sich; diese entsetzliche Aufregung ist unnütz. Wir wollen die Angelegenheit ruhig besprechen.“

Eine halbe Stunde später eilte Frau von Gascogne mit raschen Schritten ihrem Hause zu; der Ausdruck namenloser Verzweiflung war aus ihren Zügen gewichen und hatte ruhigem Ernste Raum gegeben; Doktor West aber begab sich zu seinem Mittagstisch, er war zufrieden mit seinem Tagewerk.

„Eine herrliche Geldquelle,“ flüsterte er mit lächelndem Munde, „ich dachte immer, es werde sich noch einmal Kapital schlagen lassen aus der Geschichte, wenn ich ihr im Leben begegnen sollte; daß sich's aber so glänzend bewahrheiten werde, das hatte ich allerdings nicht geahnt.“

Zahllose Wachskerzen brannten im Salon von Montland und verbreiteten Tageshelle.

Es war ein schönes Gemach, welches Zeugniß ablegte für den guten Geschmack seines Eigentümers.

Die Wände waren mit malsgelbem Atlas tapeziert, nur wenige, aber äußerst kostbare Bilder zierten dieselben, die Fenster waren mit schweren Draperien verhängen, während an dem einen Ende des Gemaches eine Atlasportiere dasselbe von dem Treibhaus trennte.

Gemüthliches Feuer prasselte in dem Kamin, das Gemach war leer und bot einen wahrhaft zauberisch schönen Eindruck.

Trohdem lagen düstere Wolken auf der Stirne der jungen Schlossherrin, als sie jetzt langsam die Thüre öffnete und eintrat.

Sie war reich gekleidet, offenbar im Gesellschaftsdanz, das kostbare, weiße Seidenkleid war mit Schwanenpelz geziert; trotz der leichten Blässe ihrer Züge sah sie sehr schön aus, doch schienen sie selbst an ihrem eigenen Spiegelbilde keine Freude zu haben; müde ließ sie sich in einem der kostbaren Armstühle nieder und seufzte; sie erwartete ihre Gäste, denn es sollte heute Abend ein großes Diner stattfinden in Montland.

Nach wenigen Minuten ging abermals die Thüre auf und Karl Gascogne's hohe Gestalt erschien in derselben.

Liebevoll neigte er sich zu ihr nieder.

„Nun, Frauchen? Ich habe Dich kaum gesehen, im Lauf des ganzen Tags, wo hast Du denn gesteckt?“

„Ich habe nichts Besonderes geleistet,“ entgegnete sie müde. „Besuche nehmen den größten Theil meiner Zeit in Anspruch.“

„Ich weiß eine Neuigkeit für Dich!“

„Neuigkeit, nun, laß hören, was ist's denn?“

„Ich soll Rose wohl nicht zuvorkommen — aber Chaplin sah wirklich strahlend aus, als die Beiden heute aus dem Park zurückkehrten.“

„Ich würde mich freuen, wenn dem so wäre,“ entgegnete sie lächelnd, dann erhob sie sich, und eine Blume in seinem Knopfloch befestigend, fragte sie: „Karl, hast Du das Geld für mich bereit?“

„Nein,“ entgegnete er überrascht, „Du kannst es heute Abend ja doch unmöglich benötigen; danke, Frauchen, die Blume ist sehr hübsch!“

„Ich brauche es aber,“ schmolte sie mit erzwungenem Lachen. „Wie langweilig von Dir, Karl — hole es mir sofort!“

„Du ungeduldige kleine Here,“ lachte er, „glaubst Du wirklich, ich werde einem so peremptorischen Gebot sofort Folge leisten?“

„O, Du wirst mir's geben, Karl,“ rief sie, bemüht, in leichtem, scherzendem Ton zu sprechen, „ich muß es heute Abend haben!“

„Weghalb, Liebchen?“ forschte er, mit ihrem Fächer spielend.

„Weil ich muß; mein Brief ist schon bereit, Flore geht in die Stadt und kann ihn gleich aufgeben.“

„Ist denn wirklich solche Eile? Glaubst Deine Modistin etwa, Du seist zahlungsunfähig?“

„Och! Du nur gleich in Deine Höhle und hol' es mir,“ rief Emma anscheinend fröhlich, ihre Hand in den Arm ihres Mannes legend und denselben mit sich fortziehend.

„Kleine Tyrannin,“ rief er, die Thüre seines Schreibzimmers öffnend und mit ihr eintretend.

„Gib mir Deine Schlüssel,“ herrschte sie. „Nun öffne Deinen Kasten — und heraus mit dem Gelde!“

„Habe Mitleid mit Deinem armen Sklaven! Schämst Du Dich denn gar nicht, mich in solcher Weise zu terrorisiren? Ich werde Heinrich heute Abend noch warnen! Die Heirath ist ein sehr gefährlich Ding! Man hört auf, einen Willen zu haben!“

Während er sprach, entnahm er einige Banknoten aus seinem Kasten und reichte sie ihr dar; Emma nahm dieselben, sie repräsentirten einen Werth von tausend Gulden — und barg sie in der Tasche ihres Kleides; aller Frohsinn war plötzlich aus ihren Zügen gewichen, und wortlos stand sie an seiner Seite, während er seinen Kasten schloß.

„Kein Wort des Dankes?“ forschte er lachend. „O undantbare Ehegähste — nun — was kann man Anderes erwarten? Armer Heinrich, auch er wird seinerzeit erkennen, wie falsch und trügerisch ihr Weib sei — o gibt es einen mehr hintergangenen Gatten denn mich?“ rief er mit heiterem Lachen.

„Karl!“ — sie war sehr bleich geworden und griff an ihr Herz, als empfinde sie plötzlich ein tiefes Weh an jener Stelle.

„Ja — hintergangen,“ fuhr er fröhlich fort, „ich erwartete Glück zu finden in der Ehe und —“

„O —“ flehend hob sie den Blick zu ihm empor — „redest Du im Ernst, Karl, bist Du wirklich enttäuscht, habe ich Dich doch nicht glücklich gemacht?“

„Thörichtes Kind — ich wußte nicht, was das Glück sei, bis Du nach Montland gekommen,“ flüsterte er, zärtlich sie in die Arme schließend; „Du konntest doch nicht meinen, ich spreche im Ernst?“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte sie, „es kommt so häufig vor, daß unsere Hoffnungen hoch gespannt sind im Leben und man dann bittere Enttäuschung empfindet, realisiren sich dieselben nicht; Du bist übrigens ein Mustergatte, Liebster, und Heinrich Chaplin mag sich ein Beispiel an Dir nehmen!“

„Du sprichst, als ob Du reichste Erfahrungen besähest, Carina mia!“ Und Arm in Arm kehrten sie in den Salon zurück.

Rose Leclercq und Baron Chaplin hatten sich inzwischen dort schon eingefunden, doch es mangelte die Zeit, ihnen Glückwünsche zu spenden, denn die Gäste begannen vorzufahren; endlich erschien auch Adrienne, welcher Doktor West auf dem Fuße folgte; Emma gab ihm mit vollständigster Fassung die Hand und begrüßte ihn mit höflichen Worten, und selbst Adrienne, welche sie scharf beobachtete, fand kein Zeichen der Erregung in ihrem Wesen, es sei denn ein leichtes Zucken der Unterlippe.

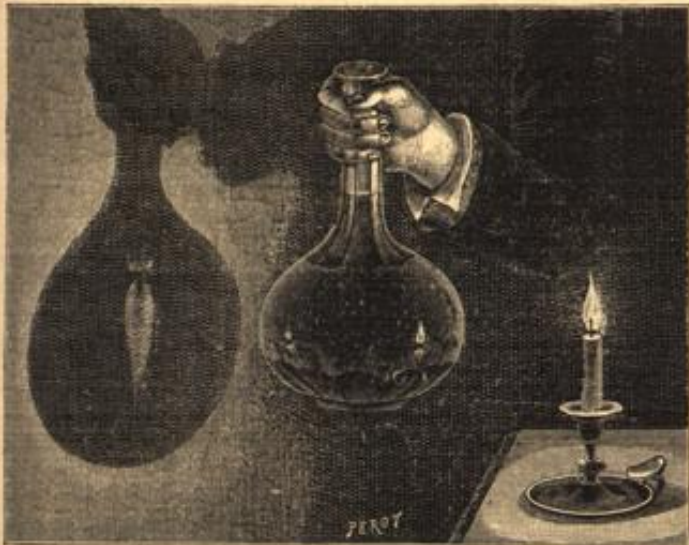
(Fortsetzung folgt.)



Physikalische Experimente ohne Apparate.

(Fortsetzung.)

Auch einen kleinen Kurs in der Optik könnte man ganz wohl ohne besondere Apparate durchführen. Eine Glaslinse z. B., wie sie die Physiker gebrauchen, läßt sich durch eine rundbäuchige, mit Wasser gefüllte Flasche ganz wohl ersetzen. Man zündet in einem



9

dunklen Raum eine Kerze an und hält die Flasche so, daß sie sich zwischen der Flamme und der Wand befindet und gewissermaßen den Lichtschirm der ersteren bildet. Dann der Improvisation dieser Komposition zeigt sich das Bild der brennenden Kerze alsbald umgekehrt im Schattenbild der Flasche an der Wand, wie Abbildung 9 zeigt.

Andererseits kann eine Glaslinse ein ganz gutes Mikroskop abgeben. Es genügt dazu, sie mit recht klarem Wasser zu füllen und sie am Ende ihres Halsfortsatzes zu verpfropfen. Das Ende eines um diesen Hals gewundenen Eisendrahtes wird dann solcher



10

Art aufwärts gebogen, daß seine äußerste Spitze in gleicher Höhe mit dem Brennpunkt steht und dem Gegenstand, den man vergrößern will, zum Stützpunkt zu dienen vermag. Wenn man z. B. eine Fliege an dieser Drahtspitze befestigt, erscheint dieselbe, durch die Glaslinse gesehen, bedeutend vergrößert.

(Schluß folgt.)

Auflösung des Rinderräthels Seite 543:

Rathenpfeilen.



Aus allen Gebieten.

Haselnußmehl.

Schon bei Griechen und Römern war die Haselnuß ein sehr beliebtes Obst, und diese besondere Vorliebe hat sich bei der ländlichen Bevölkerung einzelner südlicher Gegenden bis auf den heutigen Tag erhalten. Wohl kommt „Frau Hasel“ derzeit über den größten Theil Europas verbreitet vor, und vorzüglich die Jugend freut sich im Herbst auf das Haselnußhummeln im Busch, und hat auch die schöne Zeit, wo der „Haselinger“ regierte und mannigfacher Aberglaube sich an die geheimnißvollen Kräfte der Haselnußzweige knüpfte, seit Langem ein Ende, so werden doch die Haselnüsse bei uns stets gern gegessen. In Toscana, Lucca u. s. w., wo jeder Hügel mit solchen Sträuchern und Bäumen bewachsen ist, schätzt man deren Anzahl auf viele Millionen, und der Haselnußbaum und dessen Holz haben mehr dazu gethan, die Bevölkerung dieser Landschaft zu erhalten, als jedes andere Kulturgewächs. In einzelnen Gegenden hat Haselnußmehl jenes von Weizen und Korn verdrängt und ist als ein sehr nahrhaftes Essen nebenbei viel billiger als letztere. Der Haselnußbaum erreicht eine Höhe von 60–70 Fuß; er erlangt seine volle Entwicklung und Tragfähigkeit in 60 Jahren und dauert 100 Jahre aus. In vielen Theilen Toscanas wird er im Großen gezogen, zumeist aus Samen. Die große spanische Varietät erhält man durch Pfropfen auf junge Bäume. Die Haselnuß verlangt einen leichten, fruchtbaren, tiefgründigen Boden und zieht insbesondere die Süd- und Westseite der Hügel vor. Die chemische Zusammenhänge der Haselnuß ist analog jener der Cerealien und besonders zuckerreich. Wie Dr. Guerazi angibt, gelang es ihm, aus Haselnüssen Zucker zu gewinnen, ohne hierbei die Nährbestandtheile zu mindern. Nach dem Einsammeln, wobei bloß die von selbst abgefallenen Nüsse, nicht die durch Herabfallen gewonnenen, Rücksicht genommen werden soll, werden dieselben in Häuten auf Trockenbretter gebracht und 6 Zoll hoch aufgeschichtet. Darunter wird nun ein langames Feuer unterhalten, bis die Nüsse hart und trocken geworden. In diesem Zustande kann man sie jahrelang aufbewahren. Meistens werden sie jedoch in die Mühle geschafft und ähnlich gemahlen wie Korn und Weizen. Dieses Haselnußmehl findet nun mannigfache Verwendung zu Polenta, Kuchen u. s. w., und selbst zu einer Art Brod, wofür die Namen Ricci, Pattoni, Castagnacci, Cialdi, Frielli u. s. w. gebraucht werden. Das Produkt ist von sehr angenehmem Geschmack und gesund. Die Landleute dieser Gegenden kochen die Haselnüsse in Wasser und verwenden dieses Wasser als Trank gegen Brustleiden und Husten in vielen Fällen mit Erfolg. Am beliebtesten ist die Verwendung des Haselnußmehls zu Polenta, die durch einfaches Kochen durch 10–15 Minuten in Wasser hergestellt wird, wobei jedoch ein stetes Umrühren das Andrennen verhindern muß. Diese wird zusammen mit Rahm, Butter, Schinken u. s. w. verpfeift und bildet eine sehr nahrhafte und gesunde Speise. Die Ricci sind Kuchen, die aus dem Haselnußmehl mit kaltem Wasser angemacht und dann einer über dem andern, getrennt durch Haselnußblätter, gebacken (bei jähem Feuer) werden; sie erscheinen gar, wenn die Blätter verbrannt sind; diese Kuchen werden mit Buttermilch, Käse, Würstchen oder Fleisch verzehrt. Haselnußmehl erhält sich zwei Jahre frisch unter denselben Bedingungen wie Weizenmehl, am besten aber in einem Kasten aus Haselbaumholz, welcher an einem kühlen, luftigen Orte aufzustellen ist. Das Mehl ist so fest als möglich zusammenzupressen und dann mit Haselnußschalen zu bedecken. So hält es sich eine geraume Zeit, behält seinen angenehmen Geschmack und ist bedeutend billiger als Weizenmehl. Der Augenstein lehrt, daß die Bewohner jener Gegenden, welche beinahe nur von dem Haselnußmehl leben, von besserem Aussehen, gesünder und nicht weniger stark sind als die, welche sich von solchen Nahrungsmitteln ernähren, die als besonders stärkend und zuträglich bekannt sind. Nach Professor Church's Untersuchungen ist die chemische Zusammenhänge des Mehls folgende: Wasser 14, Fett 2, Protein 8,5, Stärke 29,2, Dextrin 22,9, Zucker 17,5, Cellulose 3,3, Aschenbestandtheile 2,6 Prozent. Die Kuchen enthalten bloß 6,7 Theile Protein. Die große Menge Dextrin erklärt sich aus der hohen Temperatur, welcher die Haselnüsse bei dem Trockenprozeß ausgesetzt wurden. Professor Church meint, das Haselnußmehl sei von besonderer Verdaulichkeit und insbesondere ein empfehlenswerthes Kindernahrungsmittel, weil es mehr als 40 Prozent leichtlösliche Bestandtheile enthält.

Das wirksamste Mäusegift.

Als das wirksamste und zugleich für andere Thiere ungefährliche Gift hat sich ausgefallenes kohlensaures Baryum erwiesen. Dasselbe stellt ein schweres, feines weißes, geruch- und geschmackloses Pulver dar und wird den Feldmäusen (ebenso auch den Hausmäusen und Ratten) im Mehlteig beigebracht. Man vermengt tadelloses Gerstenmehl mit demselben, für Feldmäuse ein Viertelpfund ausgefallenes kohlensaures Baryum auf ein Pfund Gerstenmehl, und stellt aus diesem Gemisch mit der erforderlichen Menge Wasser einen Teig her. Derselbe wird in frischem, also weichem Zustande in bohnen großen Stücken in die Löcher der Feldmäuse gelegt. Hühner und Tauben nehmen davon weder

in frischem, noch in hartem Zustande, daher wahrscheinlich auch anderes Geflügel nicht. Ratten dagegen fressen davon aus Muthlosigkeit und gehen daran zu Grunde, vermutlich auch die Hasen, es ist deshalb zum Schutze derselben vor Vergiftung nothwendig, die Pillen in die Mäuselöcher zu schieben. Schon geringere Mengen verursachen völlige Lähmung der hinteren Gliedmaßen; es steht daher zu erwarten, daß Feldmäuse, welche von diesem Gifte gefressen haben, in ihren Bauen sterben und ihren Feinden weniger verderblich werden als bei anderen Vergiftungsarten; nicht wenige Feldmäuse finden ihren Tod dadurch, daß sie an Gift verwendete Mäuse verzehren. — Hervorzuheben ist, daß nur ausgefallenes kohlensaures Baryum wirksam ist; dasselbe ist in rohem und gereinigtem Zustande in jeder größeren Drogenhandlung vorrätig; das rohe genügt für diesen Zweck, und kommen bei dessen Anwendung die Baryumpillen billiger zu stehen als Phosphorpillen.

Schlackenwolle.

Die früher als nutzlos weggeworfene oder höchstens als Material zur Verschotterung von Sträßen verwendete Hochofenschlacke wird seit Jahren nach einer von Ingenieur Fritz Lürmann erfundenen und zuerst auf der Marienhütte bei Osnabrück eingeführten Methode zur Anfertigung von Bausteinen und von Schlackenwolle verwendet. Neuerdings hat sich nun die Anwendung der letzteren als besonders nützlich für die Umhüllung von Dampfleitungen herausgestellt. Da sich indessen bei unterirdischen Leitungen Hüllen ergeben haben, in denen die gußeisernen Rohre unter der Hülle stark verrostet waren, so ist man im Bezirke Saarbrücken auf die Aushülfe gekommen, daß man eine getheerte dünne Holzlage zwischen dem Rohre und der Schlackenwolle anbrachte.

Pariser Puhpolver

zum Puhlen von Stahl, Kupfer, Silber, Gold u. s. w. wird folgendermaßen hergestellt. Man mischt einen Raumtheil geschlammtes Eisenoxyd (Eisenroth) sorgfältig mit 50 Raumtheilen kohlensaurer Magnesia. Hiemit wird mittelst eines mit Spiritus oder Wasser befeuchteten Läppchens der Gegenstand tüchtig abgerieben und mit weichem Leder getrocknet.

Die Sojabohne (Soja hispida).

Von vielen neueren Kulturpflanzen, welche oft warm und dringend zum Anbau empfohlen werden, dann aber an mangelhaften Versuchen scheitern und der Vergessenheit anheimfallen, macht die Sojabohne eine rühmliche Ausnahme. Die ersten Anbauversuche mit dieser höchst nährstoffreichen, wuchsfördernden und ergiebigen Bohne wurden schon im Jahr 1875 zu Wien im Versuchsgarten der Hochschule für Bodenkultur mit bestem Erfolge gemacht und haben seitdem bei einer namhaften Zahl tüchtiger Landwirthe lohnende Nachahmung gefunden. Immerhin ist die Kultur dieser in Ostindien und vorwiegend auch bald für uns für die Volksernährung höchst wichtigen Pflanze noch lange nicht hinreichend verbreitet, weshalb ein empfehlendes Wort an dieser Stelle zeitgemäß erscheinen dürfte. Die Sojabohne, Schmetterlingsblüthler, ist eine einjährige, in Ostindien einheimische Bohne, gebohrt aber, wie vielfach günstig ausgefallene Versuche ergaben, auch in Mitteleuropa sehr gut, und zwar bis über die Verbreitungsgrenze des Maisbaues hinaus, also überall, wo unsere einheimische Gartenbohne, welche Anfangs Mai gelegt wird, angebaut werden kann. Sie ist unserer Gartenbohne sehr ähnlich, paßt sich jedem Boden leicht an, ist widerstandsfähiger (geringen Frostschäden gegenüber) als unsere Gartenbohne, völlig unerschbar gegen Schmarogerpilze und von nie versagender Ertragskraft. Sie wächst üppiger als unsere Gartenbohne, hat einen steifen, mehr oder minder windenden (weniger als Stangenbohnen), der Stängel bedürftigen Stengel; reichliche Belaubung in ansehnlichen dreizähligen Blättern; kurzgestielte bläuliche Blütentrauben, welche in den Achseln des Laubes stehen; die trockenhäutige Hülse ist zwei- bis fünfzählige und mit dichten rötlichen Haaren besetzt. Die kugelförmigen, etwas nierenförmigen Samen haben geringen Gehalt an Rohstoffe, sind reich an den wichtigsten Nährstoffen, übertreffen an Fettgehalt und Eiweiß unsere heimischen einheimischen Hülsenfrüchte bei Weitem, wodurch sie zu den konzentriertesten Nahrungsmitteln gehören. Aus der Sojabohne wird die im Handel bereits verbreitete braune, pilante, dickliche Sojasauc gemacht, wodurch Bräuen und Braten saucen erheblich verbessert werden können und die hauptsächlich in England hoch geschätzt wird. Zu etwa erwünschter näherer Information über den Anbau der Sojabohne empfiehlt sich die Broschüre von Haberland: „Die Sojabohne“.

Rösselsprung.

ein-	be-	dunk-	mal	ein	der	neut	im
le	ten	die	un-	er-	mag	wohl	weit
meist	jam	bild	sich	manch-	und	lärm	in
ten	fun-	wch-	schat-	den	fl-	dein	ident
flagt	ten-	schat-	de	bild	ge-	sein	ten
ber	stellt	der	schwun-	dein	kam	zu	sch
braut	der	a-	dein	re-	der	fun-	die
ber	lie-	ent-	gram	den	mit	den	erst

Kleine Korrespondenz.



Hrn. A. Pimela in Pemberg. Das finden Sie in dem Werk: „Der Parfümeur“, Ernst, Fr. Bartholomäus, Preis 3 Mark.

F. H. in Magdeburg. Civiltrauung. — Wenn Sie keine Verpflichtungen eingehen, zwingen kann Sie niemand.

Sportsman in Berlin. Ihr Wunsch soll in Erwägung gezogen werden.

Hrn. L. Masche in Königsberg. Wir sind in diesem Genre überreich versehen. — Sie müßten zu lange warten.

C. Schms. in Adla. Abwaschen mit nicht zu hartem Seifenwasser ist wirksamer. Cigarrenrauch schadet keineswegs den Pflanzen.

Abonnent in Galizien. Die landwirtschaftliche Buchhandlung von Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin kann Ihnen da vielleicht Auskunft geben.

Richtige Lösungen von Räthseln, Charaden, Räthseln und dergleichen sind uns zugegangen von: Frä. Bertha Mauthner, Wien; Antonie Amali, Wien; Frida Braun, München; Henriette Stod, Frankfurt; Marie G., Ulm; Friederike Jäger, Dillburgshausen; Rancette Günther, Friedberg; Emma Fresenius, Berlin; Frau Amanda G., Stettin; Ottilie Hahn, Halle; Frä. J. Leonard, Trier; S. Umar, Pest; W. Widdorff jun., Adla; R. Hein, Gatterstedt; J. Grünbaum, Schweidnitz; L. Ringer, Glogau; M. Thieme, Dresden; C. Mariot, Wien; A. Müller, Brunn; W. G. Perleberg; J. Heinrichs, Kiel; G. W. B., Friedrichshafen; A. Mantel,

Koblenz; G. Winter, München; J. Kähler, Ulm; L. Ramker, Augsburg; G. Hennig, Schweidnitz; G. Dert, Berlin. Hr. Fried. G. in W. Neue Aufstellung, Adla, Töngel. Ganz hübsch und interessant.

Abonnent A. G. a. G. Natürlich, wenn originell und hübsch — und noch nicht anderwärts gedruckt.

Redaktion: Carl Hallberger. Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Graf Rubezahl, Roman von Johannes von Dönnik. Fortsetzung. — Vermutterarbeiter in Bethlehem. — Der hundertjährige Geburtstag Georg Stephenson's, des Begründers unserer Eisenbahnen. — Blind und sehend, Novelle von Albert Roderich. Fortsetzung. — Scherkin und seine Umgebung. — Sonntags am Rhein, von Robert Reinold. — Ein Jutrinien. — Was ist ein Gentleman? — Ein schönes Gedicht. Novelle nach englischem Motiv frei bearbeitet von Max von Weigert. Fortsetzung. — Für das junge Volk. — Aus allen Gebieten. — Räthsel. — Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Vermutterarbeiter in Bethlehem. — Die erste Passagier-Eisenbahn von Stockton nach Darlington in England (1825). — Georg Stephenson. — Das großherzogliche Schloss in Schwerin, nach einem Gemälde von Th. Martens. — Ein Jutrinien, nach einem Aquarell von Monesfuss. — Sonntags am Rhein. — Ein Straßenübergangs-Bühnen, Originalzeichnungen von W. Butters.

Im Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kaiserin Elisabeth.

Roman von
Gregor Samarow.

6 Bände. Preis broschirt M. 24. —; fein gebunden M. 30. —

„Kaiserin Elisabeth“ schildert im fesselnden Bilde des Romans die Zeit der Regierungsgeschichte derjenigen russischen Regentin, deren Namen den Titel des Werkes bildet. Der Dichter hat sich lange Zeit eingehend mit dem Studium der russischen Ge-

schichte, des Charakters des russischen Volkes und der Lebensbedingungen des russischen Staates beschäftigt in der Uebersetzung, daß ein großer Theil der Zukunft unseres Welttheils von dem russischen Reich in seiner ferneren Entwicklung beherrscht und bestimmt werden wird. Um Alles, was heute in Rußland vorgeht und mit Recht die allgemeinste Theilnahme in Anspruch nimmt, richtig verstehen zu können, muß man die russische Geschichte kennen und das heutige Rußland bis in seine historischen Wurzeln verfolgen. In jener Zeit, die der Verfasser mit seinem wunderbaren Talent vor uns aufrollt, entschied sich eigentlich im Wesentlichen die Entwicklung Rußlands im letzten Jahrhundert. Die wüsten Verwirrungen, welche nach dem Tode Peter's des Großen in der Regierung eingetreten waren und die verschiedenen Zweige des Hauses Romanow um die Herrschaft ringen ließen, führten damals zu einem Abbruch und die Regierungsgewalt konstituirte sich endlich zu einer festen dynastischen Kontinuität. Obgleich das Werk die Form des Romans hat und die Schilderungen sich auf dem Boden einer romantischen Erzählung aneinander reihen, hat der Dichter dennoch die politischen Ereignisse und die Charakterbilder der historischen Personen nach gewissenhaftester Uebersetzung und auf Grund mühsamer und sorgfältiger geschichtlicher Forschungen entworfen. Außer der Person der Kaiserin Elisabeth treten in dem Roman der Großfürst Thronfolger, welcher als Peter III. später sechs Monate regierte, sowie seine Gemahlin, die spätere Kaiserin Katharina, in eingehender Charakteristik hervor. Neben ihr der unglückliche Iwan, welcher in der Wiege Kaiser war, dann während langjähriger, schwerer Gefangenschaft den Gegenstand vielfacher Intriguen bildete und endlich ein blutig-tragisches Ende fand, sowie eine lange, bunte Reihe der großen Namen, welche heute noch in Rußland an der Spitze aller Bewegungen stehen. Diese ganze große Welt ist mit einer Fülle der Phantasie geschildert, die den Leser das Buch nicht aus der Hand legen läßt. Es ist als ob der Autor mit dem neuen Boden einen neuen Glanz gewonnen hätte, und man wird mit Freuden dem neuen Cyclus entgegen sehen, der mit dieser großartigen Schöpfung eröffnet ist.

Ankündigungen.

Die 5mal gepaltene Kompartimentsgröße 60 Bg.

In allen Buchhandlungen zu haben:
(Sofortige Anweisung, Briefe in fliegendem Stil schreiben zu können.)
Campe's vollständiger Briefsteller
enthält die gründlichsten Anweisungen, Familien- und kaufmännische Briefe nach 230 Musterbriefen in diesem Stil schreiben und einrichten zu können. Ferner 100 Formulare zu Eingaben, Gesuchen und zur Eintragung von Buchschulden. 931
24. Auflage. — 1 M. 50 P.
Größte Buchhandlung in Cuxhaven.

Bei C. A. Haendel in Leipzig sind erschienen:

THE NEW LONDON ECHO. Eine Sammlung englischer Redensarten in zusammenhängenden Unterhaltungen, wie sie im geselligen Leben vorkommen, und die man täglich hören kann, wenn man in London lebt. Mit Englisch-Deutschem Wörterbuche. Von G. Knight. 8. Auflage. 1 M. 80.

L'ÉCHO DE PARIS. Eine Sammlung französischer Redensarten, welche im geselligen Leben vorkommen und die man täglich hören kann, wenn man in Frankreich lebt. Mit Französisch-Deutschem Wörterbuche. Von Dr. F. Fliessbach. 21. Auflage. Steif broschirt 2 Mark. 1016

Preisgekrönt: Düsseldorf 1880; Weltausstellung Melbourne 1880/81; I. und III. Preis.

Zithern
Liefert in anerkannt vollendeter Arbeit, Güte m. grosser Tonfülle, reinem Griffbrett, besaitet von 16 M. an; feinere Qual. 22, 28, 36—150 M. Graeter-Büchse's anerkannt beste Zitherschule z. Solistenerlernen 5 M. Preisocour. franco.
Die Musik-Instrumenten-Fabrik (Spezialität: Saiten-Instrumente) von
Gebrüder Wolff, Kresznach.

I. Preis Wien, I. Preis Braunschweig.

Beckner & Co.
Maschinenfabrik, Braunschweig.
Schnellfäden (zu Hand- und Strohbetrieb), sowie alle Arten Holzbearbeitungsmaschinen unter Garantie billigt. 674

Herm. Bartels, Bremen, Kaffee- und Thee-Verkauf-Geschäft,
offeriert:

Java-Kaffee . . . 120—130 P. per Wd.
Portorico-Kaffee . . . 120—130 . . .
Guatemals-Kaffee . . . 110—120 . . .
Sambilla-Kaffee . . . 100—115 . . .
Perco-Thee . . . 4. bis 4.50 . . .
Sambilla-Thee . . . 2.75 . . . 3.25 . . .
Nestlé . . . 22, 27 u. 35 . . .
Die Preise verstehen sich incl. Zoll, Porto und Verpackung, reit netto per comptant.
Preisliste gratis und franco. 805

Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH, PLAGWITZ-LEIPZIG

Hoflieferanten Sr. Maj. des Königs von Sachsen

versendet nachstehende Waarengattungen direkt nur an Konsumenten, selbst vom kleinsten Quantum an, in bester Qualität zu den billigsten Preisen nach allen Ländern Europas.

Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem andern angebotenen Artikel hat, sich den **Illustrierten Preis-Courant** von dem Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig, kommen zu lassen, welcher auf frankirtes Verlangen gratis und franko an Jedermann gesandt wird.



Spezialitäten



Versand-Geschäfts MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig:

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen für Herren, Damen und Kinder,
Stoffrüschen,
Rüschen in Batist, Tüll, Null, Gaze etc. für Damen.

Schwarzseidene Kravatten für Herren und Knaben,
Weisse Batist- und Atlas-Kravatten für Herren,
Bunte Satin-Kravatten,
Schwarzseidene Bindeshlipse.

Manschettenknöpfe mit Eindrehfuss und Feder,
Kragen- und Vorhemdchenknöpfe.

Leinene Handtücher, leinene Wischtücher, Hausleinen
und Prima geklärt Creas-Leinen im Stück und per Meter.

Rein leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder.

Leinene Oberhemden-Einsätze,
Herren- und Knaben-Oberhemden,
Nachthemden für Herren,
Leinene Kragen und Manschetten für Damen, Herren und Kinder.

Shirtings, Chiffons und Hemdentuch.

Baumwollene Strumpfwaren für Frauen, Herren und Kinder,
Gesundheitsjacken für Damen und Herren.

Parfums; Toilette-Seifen.

Japanischer und Chinesischer Thee,
Chocoladen; Mey's Cacao pulverisirt,
Kaffee-Ersatz,
Biscuits und Waffeln.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert
und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.
Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Illustrierte Preis-Courante werden auf Verlangen an Jedermann gratis und franko versandt.

Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig, garantirt und verschickt nur beste Waare zu den billigsten Preisen. Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und ungetauscht.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig
und 9 Neumarkt LEIPZIG.

Erfindungen,

sehr wichtig für Männer jeden Alters. Prospekt
verickt gratis, verschlossen, jedoch unentgeltlich
1010 Generalagent Bajatti in Nürnberg.

Klinik,

vom Staate konz. zur
gründlichen Heilung
hartnäckiger Haut-
erkrankungen werden fortwährend zum Preise von
10 M. pr. Quadrat-Centimeter abgegeben.
Stuttgart.
Eduard Hallberger.

Galvanische Niedererschläge

von den in meinen Journalen „Ueber Hand und
Fuss“ und „Illustrierte Welt“ erschienenen Illu-
strationen werden fortwährend zum Preise von
10 M. pr. Quadrat-Centimeter abgegeben.
Stuttgart.
Eduard Hallberger.

Das wegen seines großartigen Strandes
und herrlichen Wellenschlages berühmte
und sich vor allen auszeichnende, an der
Westküste Schleswigs gelegene

Nordseebad Westerland Sylt

(Saison vom 1. Juni bis 15. Oktober)
bietet bei mäßigen Preisen alle Bequemlich-
keiten eines Seebades ersten Ranges, hat
Post- u. Telegraphen-Stationen u. täg-
lich via Lohndern (Eisenbahnstation) fähren
Dampfschiffverbindungen mit dem Fest-
lande; Dauer der angenehmen Seebad-
fahrt 2 Stunden. Prospekt u. Dampf-
schiff-Fahrtpläne sind gratis durch kün-
stliche Annoncen-Exped. v. Haasenstein & Vogler
u. d. Unterzeichneten zu beziehen, welche
auch briefl. nähere Auskunft erteilt.
Die Verwaltung der Seebadeanstalt
zu Westerland-Sylt.

PATENT-
technisches Bureau
J. Brandt & G. W. Nawrocki
Civil-Ingenieure u. Patent-Anwälte
BERLIN W., Leipziger-Str.

F. GROHMANN
BERLIN
Fabrik vulkanisierter Kautschuk-
u. elastischer Signir Stempel
FILIALEN werden errichtet.
Agenten & Reisende gesucht.
Musterbogen gratis & franco.
S. W. Hollmann-Str. 1.

PATENT-
Besorgung u. Verwertung
J. BRANDT Civil-Ingenieur
Königsgrüner Str. 131. BERLIN W.

Soennecken's

Schreibfedern
in systematisch geordneten Probe-Sortimen-
ten (30 Pz.) in allen Schreibwarenhand-
lungen vorrätig. 993

! Stottern !
wird brieflich geholt. Anfr. m. Ret.-Marke an
Arthur Heimerding, Strassburg i. E.

25 Mt. Stoff zu feinstem englischen
Herrenanzug. Waßer franco!
Christian Bender, Frankfurt a. M.

Inserate

finden in der „Illustrierten Welt“ bei
deren großer Auflage die weiteste Ver-
breitung, hauptsächlich in Deutschland,
Oesterreich-Ungarn und der Schweiz,
dann aber auch in dem übrigen Aus-
land. Preis für die fünfmalgepaltene
Kompartimentsgröße oder deren Raum 60 Pz.